



In Ciobanovka (Hirtenheim) hatte der Weihnachtsmann diesmal besonders viel zu tun.

Zum Bericht auf Seite 4

AUS DEM INHALT:

Delegiertenwahl 2019

Seite 3

Weihnachtsgeschenke für Hirtenheim

Seite 4

Unsere „Potemkiner“

Seite 10

Odyssee eines Pferdewagens

Seite 14

Die 20.000 von Dresden und die
Bedeutung von Traditionen

Seite 15

INHALT:

AUS DEM BESSARABIENDEUTSCHEN VEREIN E.V.

Delegiertenwahl 2019 3

VEREINSLEBEN / VERANSTALTUNGEN

Einladung zum Friedenstaler Heimattag 2019 3

Einladung zum Schlachtfest in Großaspach 3

KONTAKTE ZUR FRÜHEREN HEIMAT

Weihnachtsgeschenke für Hirtenheim 4

Unsere bessarabischen Wurzeln 5

„Idilă și distrugere“ (Idylle und Zerstörung)
Kunstaussstellung und Konferenz in Chişinău 8

DOBRUDSCHADEUTSCHE

Unsere „Potemkiner“ 10

Einladung zum Seminar: Kalte Heimat: Umsiedlung,
Flucht und Heimat finden – Das Schicksal der
Dobrudschadeutschen von 1940 bis 1950 12

BESSARABIEN HEUTE

Gefährlicher Kampf gegen Korruption in der Ukraine ... 12

ÜBER DEN TELLERRAND

Eine unvollendete Geschichte – Fotoausstellung
zum 100. Jubiläum der Wolgadeutschen Republik 13

AUS GESCHICHTE UND KULTUR

Die Odyssee eines bessarabischen Pferdewagens 14

KIRCHLICHES LEBEN

Die 20.000 von Dresden und die Bedeutung von
Traditionen 15

Andacht beim Bessarabertreffen am 15.9.2018 in
Neu Wulmstorf 16

Kirchliche Nachrichten 17

BRAUCHTUM

Sauerkraut und Salzgurka 19

Unser ganz persönliches „Bessarabisches Nüssespiel“ 19

BILDER DES MONATS FEBRUAR 2019

ERINNERUNGEN

Mein langer Weg von Deutschland nach Deutschland 21

SPENDEN

FAMILIENANZEIGEN

IMPRESSUM

TERMINE 2019

| | |
|----------------------------------|---|
| 20.02.2019 | Fotoausstellung „Das deutsche Wolgagebiet. Eine unvollendete Fotogeschichte“, Gebäude des Bundesinnenministeriums, Berlin |
| 15.–17.03.2019 | Seminar: Kalte Heimat: Umsiedlung, Flucht und Heimat finden – Das Schicksal der Dobrudschadeutschen von 1940 bis 1950, Konrad-Martin-Haus in Bad Kösen bei Naumburg |
| 07.04.2019 | Beresina Treffen in Pritzler |
| 27.04.2019 | Treffen in Lunestedt |
| 28.04.2019 | Heilbronner Kreistreffen, Bessarabien- und Dobrudschadeutsche, „Alte Kelter“ Brackenheim-Botenheim |
| 28.04.2019 geplant Anfang Mai | Regionaltreffen in Obergröningen Städtereise Bukarest der Dobrudschadeutschen |
| 01.05.2019 | Treffen in Herzberg am Harz |
| 04.05.2019 | Treffen in Kleinglattbach |
| 11.05.2019 | Dobrudschatreffen in Freyburg, Restaurant Burgmühle |
| 18.05.2019 | 7. Treffen im Kulturhaus Karlshorst, Berlin Lichtenberg, Treskowallee 112, 12.30–16.00 Uhr unter dem Motto „Sitten und Gebräuche in Bessarabien“ |
| 18.05.2019 geplant Juni | Friedenstaler Heimattag Schwarzmeerreise der Dobrudschadeutschen: von Bukarest über die Dobrudscha nach Odessa |
| 05.10.2019 | Mansfelder Treffen in der Evangelischen Heimvolkshochschule in Alterode |

Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
an Wochenenden für Gruppen nach
telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser,
Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die
Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion.
Kürzungen müssen wir uns vorbehalten.
Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes
erscheint am 7. März 2019

Redaktionsschluss für die März-Ausgabe
ist am 15. Februar 2019

Redaktion der Februar-Ausgabe: Brigitte Bornemann
Redaktion der März-Ausgabe: Brigitte Bornemann

Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

Delegiertenwahl 2019

Liebe Mitglieder unseres Bessarabiendeutschen Vereins,

die im Jahre 2015 gewählten 70 Delegierten nehmen in unserem Verein die Aufgaben einer Mitgliederversammlung wahr. So wählten sie bei der konstituierenden Delegiertenversammlung am 30.05.2015 entsprechend den Regelungen unserer Satzung den Bundesvorsitzenden und den gesamten Bundesvorstand.

Nun neigt sich diese Wahlperiode ihrem Ende entgegen, und es stehen im diesem Jahr wiederum Delegiertenwahlen an. Für die nächsten 4 Jahre ist unser Bundesvorstand neu zu wählen.

Die diesjährigen Wahlen werden nach der von der Delegiertenversammlung am 6. Mai 2017 beschlossenen Wahlordnung durchgeführt. Die Wahl wird als Briefwahl durchgeführt. In unserer Wahlordnung ist der Ablauf der gesamten Wahl festgelegt.

Der engere Vorstand unseres Vereins schlägt folgenden Zeitablauf für die Wahl vor:

- Anfang März 2019 werden alle Mitglieder angeschrieben und über die anstehende Delegiertenwahl und die durch den Bundesvorstand festgelegten Wahlbezirke unterrichtet. Diese Information wird auch in unserem Mitteilungsblatt im März 2019 und auf unserer Homepage veröffentlicht werden.
- In diesem Schreiben werden die Mitglieder aufgefordert, in ihrem Wahlbezirk als Delegierte/r zu kandidieren und diese Kandidatur schriftlich zu erklären. Entsprechende Vordrucke für diese Erklärung werden dem Anschreiben beigelegt.
- Die Erklärung, für die Wahl als Delegierte/r zu kandidieren, hat dann bis zum 5. April 2019 zu erfolgen.

- Die Delegiertenwahl, die als Briefwahl durchgeführt wird, könnte dann im Zeitraum vom 15. April 2019 – 23. Mai 2019 durchgeführt werden.
- Für die konstituierende Delegiertenversammlung mit den Wahlen des neuen Bundesvorstandes ist der 15. Juni 2019 vorgesehen.

Wir bitten unsere Mitglieder sehr, sich mit dieser für unseren Verein wichtigen Wahl intensiv auseinander zu setzen und ernsthaft zu prüfen, als Delegierte/r zu kandidieren. Vielen Dank dafür im Voraus!

Mit herzlichen Grüßen, im Auftrag der Mitglieder des engeren Vorstands,

Günther Vossler
Bundesvorsitzender

15. Januar 2019

Liebe bessarabiendeutschen Landsleute und liebe Freunde,
es ist wieder so weit. Zum Auftakt der diesjährigen Kulturveranstaltungen unseres Gesamtvereins lädt der Kreisverband Backnang herzlich zum traditionellen **bessarabiendeutschen Schlachtfest**

in die
Gemeindehalle nach
71546 Großaspach, Rübengasse 22

Samstag, 9. März 2019
Beginn 14.30 Uhr
(Saalöffnung 13.00 Uhr)

Die bessarabiendeutschen Spezialitäten werden nach alten überlieferten Rezepten unserer Vorfahren hergestellt mit reinem Fleisch, welches mit Pfeffer, Salz, Knoblauch und Hochprozentigem verfeinert wird. Wir servieren Schlachtplatte mit Kraut-/Kartoffelsalat, Katletten und Bratwurst, aber auch eine Vesperplatte mit Pressmaggen, sowie Leber- und Griebenwurst reichlich garniert.

Für größere Gruppen bitten wir um Tischreservierung beim Vorsitzenden Michael Balmer, **Tel. 0173-3004759** oder beim Kassierer Klaus Zarbock unter **Tel. 0176-30530798**. Wir bitten um Verständnis, dass wir reservierte Plätze nur bis 14.00 Uhr frei halten können.

Es besteht die Möglichkeit Wurstwaren (Bratwurst, Pressmaggen, Leber- und Griebenwurst u.a.) mit nach Hause zu nehmen. Deswegen ist der Saal schon um 13.00 Uhr geöffnet.

Wir freuen uns, wenn Sie an diesem Samstag-Nachmittag zu uns kommen und sich von uns mit unserem Schlachtfestessen verwöhnen lassen. Bitte bringen Sie Ihre Familie mit Kindern, Freunden und Verwandten mit.

Mit herzlichen Grüßen
Michael Balmer und Team
Bessarabiendeutscher Verein e.V.
Kreisverband Backnang



Einladung zum Friedenstaler Heimattag 2019

am **Samstag, den 18. Mai 2018**
Beginn: **10.00 Uhr**

in der **Bürgerhalle Pflugfelden**
Kleines Feldle 25, 71636 Ludwigsburg



Liebe Friedenstaler und Bessarabiendeutsche, liebe Nachfahren von Friedenstalern und Bessarabiendeutschen, liebe Freunde mit Interesse an Friedenstal und Bessarabien, auch 2019 findet wieder ein Friedenstaler Heimattag statt. Der Heimatausschuss lädt sehr herzlich zur

Teilnahme ein. Das Programm wird rechtzeitig bekannt gegeben. Im Mittelpunkt soll das gesellige Beisammensein und das „sich wieder einmal treffen“ stehen. Für das leibliche Wohl sorgt traditionell die Vereinsgaststätte des TV Pflugfelden, nachmittags gibt es wie immer Kaffee und Hefekranz.

Eine Anmeldung ist nicht erforderlich. Der Friedenstaler Heimatausschuss würde sich über eine zahlreiche Teilnahme freuen. Bitte geben Sie / Ihr die Einladung an Verwandte, Freunde und alle anderen weiter, die das Mitteilungsblatt nicht regelmäßig lesen.

Bei Rückfragen aller Art wenden Sie / Ihr sich bitte an den Vorsitzenden des Friedenstaler Heimatausschusses:

Manfred Ross, In den Hofäckern 6, 71726 Benningen
Tel.: 07144-261346, mobil: 01525-780 1868,
E-Mail: manfred.ross@gmx.de

Weihnachtsgeschenke für Hirtenheim



Dank der Spende konnten sich viele Kinder in Hirtenheim über die schönen Geschenktüten freuen



Ein gelungenes Fest mit Weihnachtsmann und -Engel



Liobovi Covalenco (links) bereitet gemeinsam mit Eltern und Lehrern drei Wochen lang die Geschenke für die Schul- und Kindergartenkinder vor

Manchmal sind es die kleinen Ideen, die große Freude entfachen. In diesem Fall war es die Idee von Robert Weiß aus Verden, die den Kindern aus Ciobanovka – ehemals Hirtenheim, Bessarabien, heute ein kleines Dorf in Moldawien, circa 40 Kilometer von der Hauptstadt Chisinau entfernt – ein besonders schönes Schulweihnachtsfest bescherte. Der Anfang der Geschichte liegt eigentlich schon mehrere Jahre zurück, als Robert Weiß gemeinsam mit seiner Frau Monika auf die Aktion „Weihnachten im Schuhkarton“ aufmerksam wurde. Dies ist Teil der weltweit größten Geschenkaktion für bedürftige Kinder namens „Operation Christmas Child“ des christlichen Hilfswerks Samaritan's Purse. Zusammen mit vielen anderen traf sich das Ehepaar Weiß seither vor Weihnachten in der örtlichen Kirche und packte Päckchen mit Geschenken. Nun war 2018 alles anders und die Aktion fand nicht mehr in Verden statt. Doch Robert Weiß wollte es sich nicht nehmen lassen zu helfen und nahm die Geschenkspenden schnell entschlossen selbst in die Hand. Er erzählte guten Freunden aus den USA, der Familie Lemke – deren Wurzeln ebenso wie die von Robert Weiß in Hirtenheim liegen und die er über eine Geschichte im Mittei-

lungsblatt bereits 2002 kennengelernt hatte – von seinem Vorhaben. Lemkes waren sofort begeistert von dem Plan und wollten mitspenden. Nun war noch die Frage offen, wie genau die Spende von statten gehen sollte, denn zum einen wäre es viel zu teuer geworden, auf eigene Faust die Geschenktüten für so viele Kinder zu packen, und zum anderen ist es ein großer bürokratischer Akt, Geschenke nach Moldawien einzuführen. Jedes noch so kleine Teil muss beim Amt für Humanitäre Hilfe angemeldet werden, die Bewilligung dauert gerne mal drei

Monate. Bei früheren Gelegenheiten, bei denen Robert Weiß zum Beispiel Fahrräder und Musikinstrumente für die Kinder mit einem Bus nach Hirtenheim gebracht hat, hat er auch schon schlechte Erfahrungen mit korrupten Zollbeamten gemacht. So wollte er also das Geld direkt überweisen und besprach die Idee mit Frau Liobovi Covalenco, die vor ihrem Ruhestand Lehrerin in Hirtenheim war und die Robert Weiß schon seit längerem kennt. Sie war sofort einverstanden mit der Vorgehensweise und gründete eine Initiativgruppe aus Lehrern und Eltern, die sich sogleich an die Umsetzung machten. Mitte November kam die Überweisung von 1.200 Euro in Ciobanovka an – das sind umgerechnet 23256 Lei für Geschenktüten, Spielzeuge und Schokolade.

Liobovi Covalenco drückte ihre große Dankbarkeit in einem Brief an Robert Weiß aus.

Hallo Robert,

die Barmherzigkeit und Herzengüte kennen keine Grenzen. Und ein Beispiel dazu sind die Familien Albert, Erna und Ewald Lemke (USA), sowie die Familie Robert und Monika Weiß (Deutschland), die eine humanitäre Hilfe (1.200 Euro) für die Schule und den Kindergarten in Ciobanovka (Hirtenheim) gespendet haben.

Mit großer Freude und Begeisterung hat die Schuldirektorin Teslari Gulnara von dieser Nachricht erfahren. Nach der Anordnung der Schuldirektorin wurde sofort eine Initiativgruppe aus Lehrern und Eltern organisiert. Die Initiativgruppe hat im Verlauf von 3 Wochen gearbeitet. Sie kaufte für 131 Schüler und 45 Kinder im Kindergarten zahlreiche Geschenke: schöne Geschenktüten, Tafelschokoladen, Spielzeuge, Ausschmückungen zu Weihnachten, verschiedene Schulsachen für die Schüler und Souvenirs mit Süßigkeiten.

Und die letzte Etappe der Initiativgruppe war die Verpackung der Geschenktüten. Mit großem Vergnügen und Freude haben die Frauen die Geschenktüten gepackt. Das war ein angenehmer und unvergesslicher Moment für alle Mitglieder der Initiativgruppe, weil unsere Schüler und Kinder nie so schöne und gute Geschenktüten bekommen haben. Über diese Nachricht haben alle Leute im Dorf und Mitglieder des Gemeinderates erfahren. Deshalb bekam die Initiative der Familien Albert, Erna und Ewald Lemke (USA), der Familie Robert und Monika Weiß (Deutschland) eine gesellschaftliche Resonanz in Dorf. →

Endlich kam der 21. Dezember, der Tag des Weihnachtsfestes in der Schule. Viele Leute sind in die Schule gekommen: Eltern, Großeltern, Mitglieder des Gemeinderates.

Die Schüler haben lustig gespielt, Lieder gesungen, schön getanzt und am Ende haben sie die Geschenktüten bekommen.

Ich weiß genau, dass die Schüler mit Ungeduld auf die Bescherung der Geschenktüten warteten, sie waren sehr froh und zufrieden. Ich bin sicher, dass dieser schöne, glückliche Moment im Gedächtnis der Schüler für das ganze Leben bleibt. Am 21. Dezember haben wir auch den taubstummen Jungen Solojow Wladimir besucht. Unser Besuch war für ihn ganz unerwartet und er war sehr überrascht.

Er spricht und hört nicht, aber seine Augen äußerten Freude und Dankbarkeit. Er begrüßte sehr herzlich amerikanische Familien und auch die deutsche Familie, die ihm die Geschenktüte geschenkt haben.

Am 27. und 28. Dezember haben die Kinder im Kindergarten Weihnachtsfest gefeiert. Am Ende haben auch sie so schöne mit vielen, interessanten Spielzeugen gefüllte Geschenktüten bekommen. Das war ein großes Ereignis nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Eltern, weil nicht jede Familie die Möglichkeit hat, solche Spielzeuge für ihre Kinder zu kaufen. Die Kinder und die Eltern waren glücklich. Die Schuldirektorin Teslari Gulnara, die Direktorin des Kindergartens Djatschenko Nadejda danken mit großer Begeisterung den Familien Albert, Erna und Ewald Lemke (USA), die Familie Robert und Monika Weiß (Deutschland) für ihre humanitäre Hilfe. Die Eltern der Schule sowie des Kindergartens äußerten schon während des Weihnachtsfestes und große Dankbarkeit für die Geschenktüten.

Alle wünschen ihnen mit großer Freude Gesundheit, Spaß im Leben und alles Gute.

Herzliche Grüße von Einwohnern
des Dorfes Ciobanovca (Hirtenheim)

Unsere bessarabischen Wurzeln

Eine Reise nach Schabo und Maraslienfeld, in die Heimat meiner Großeltern

KATJA JOPP

Aufgewachsen in einem schönen kleinen Dorf im Süden Brandenburgs hat unsere Familie die Frage nach ihrer Herkunft nie ganz losgelassen. Zu viele Geschichten haben sie immer gehört von ihren Eltern Emil und Elsa Sikorsky, die leider inzwischen schon verstorben sind, aber ihre Geschichten blieben bis heute. Fast bei jedem Familientreffen wurde über Bessarabien geredet. Meine Oma hat oft erzählt wie, schön und erholsam sie es damals fand, zwischen den Weingärten hinunter zum Liman zu laufen und dann in dem recht flachen, aber wunderschönen Wasser baden zu gehen. Das war für sie damals das Schönste.

Irgendwann sagte ich dann zu meiner Familie: „Lasst uns selbst hinfahren und gucken, wie es da ist“. Unter den Geschwistern kamen Zweifel auf und Bedenken, es wäre so weit weg und zu gefährlich. Die Kinder von Elsa und Emil Sikorsky, das sind Waltraut (77), Helmut (76), Hartmut (74) Inge (69), Horst (68) und – im Herzen immer dabei – die leider schon verstorbene Ilse (68).

Sie überlegten, berieten und informierten sich, wie soll die Reise verlaufen, welche Route soll genommen werden und wo sollen wir übernachten. Nach fast zwei Jahren haben sich dann vier Geschwister tatsächlich entschieden, die große Reise in die geliebte Heimat ihrer Eltern nach Bessarabien anzutreten.

Zu quälend sind die Fragen, wie wohl das Leben dort für ihre Eltern war, ob das Haus noch steht, in dem sie einst gewohnt haben und wie es dort überhaupt aussieht. Um das herauszufinden, begannen sie Anfang September 2018 diese Reise ihres Lebens. Ich begleitete meine Mutter, meine Tante und meine beiden Onkel in diesen zweieinhalb Wochen, mit Kamera und Tonausrüstung im Gepäck, um alles in einem Film festzuhalten. Entgegen allem was wir gehört hatten, wird uns dennoch schnell klar, wir wollen nicht fliegen, sondern uns langsam unserem Ziel Bessarabien nähern, da waren sich alle einig. Wir hoffen, so besser eine Ahnung davon zu bekommen, wie Elsa und Emil damals ihre Heimat, Hals-über-Kopf, verlassen mussten. Im Oktober 1940 als eine der Letzten mit Treck, Schiff und Zug zurück

Richtung Deutschland. Sie mussten alles zurücklassen, nur das Nötigste durfte mitgenommen werden, bei teilweise klirrender Kälte und in ständiger Angst und Ungewissheit, was sie wohl da erwarten wird, ging es zurück in ein für sie unbekanntes Land. Zwei ihrer 6 Kinder sind damals auf dem Weg der Umsiedlung geboren. 1941 Waltraut in Tannwald/Tanvald in Böhmen und 1942 Helmut in Neu-Wolle/Nowa Wola im damaligen Generalgouvernement Polen.



Meine Oma Elsa Sikorsky (rechts im Bild) mit ihrer Oma und ihren beiden Kindern Waltraut und Helmut in Polen

Meine Tante, Waltraut Kopsch, wird in einer der nächsten Ausgaben noch mehr Geschichten und Anekdoten über unsere Familie erzählen, dies hier soll erst einmal nur die Vorgeschichte sein.

Der Anfang von allem

Als Folge des 6. Russisch-Türkischen Krieges (1806-1812) und mit dem Frieden von Bukarest trat das Osmanische Reich Bessarabien an Russland ab. Nach der Vertreibung und Umsiedlung der mit den Osmanen verbündeten Tataren fehlte es der schon immer dünn besiedelten Region nun grundsätzlich an einer tatkräftigen Bevölkerung. Der russische Zar Alexander I. beschloss, die Region wieder zu bevölkern und den alten Weinbau neu zu beleben. Um 1820 lebten in der Region nur wenige Menschen und durch die fehlende Erfahrung im Weinbau blieb auch der erhoffte landwirtschaftliche Erfolg aus. Der Lehrer des Zaren, Frédéric-César de la Harpe, stammte selbst aus dem Waadtland in der Schweiz und bewegte den Zaren dazu, Schweizer Auswanderer als Kolonisten in die neu eroberten russischen Gebiete

te ziehen zu lassen. Die Waadtländer Bürger erhielten die gleichen oder noch umfangreichere Privilegien, als die deutschen Ansiedler in Bessarabien. So sollten sie außer den 60 Desjatinen (zirka 66 ha) Land pro Familie die Weinreben als Eigentum erhalten. Am Juli 1822 brach der erste Konvoi mit reformierten französisch sprechenden Schweizern aus dem Waadtland zu einer 2.500 kilometerlangen Fahrt durch Europa auf und gründeten am 10. November 1822 Schabo.

In ganz Mitteleuropa brachen zu dieser Zeit verarmte oder landlose Bauern und Handwerker nach Russland auf, um dort ihr Glück zu suchen und zu finden. So auch der Schuhmachermeister Matthias Jundt (1750-1807) aus Bottmingen bei Basel im deutschen Teil der Schweiz. Am 9. Juni 1804 erhält er, zusammen mit dem Zimmermann Fridolin Müller, vom Kleinen Rat der Stadt Basel die Erlaubnis zur Auswanderung nach Temeschburg/Temesvar im Komitat Temes (Banat) im Königreich Ungarn unter Beibehaltung seines Bottminger Bürgerrechtes. Die Habsburger organisierten mit den sogenannten Schwabenzügen eine gezielte Besiedelung Ungarns, Siebenbürgens, der Batschka und des Banats mit vornehmlich deutschen Bauern und Handwerkern. Die Bevölkerungsdichte im Banat war zu dieser Zeit eine der niedrigsten Europas. Wie viele andere Bewohner der Baseler Amtsdörfer in dieser Zeit suchte Matthias Jundt nach „bösen Hungerjahren“ und „dem Zusammenbruch der alten Ordnung“ sein Glück und Auskommen in der Fremde. Gemeinsam mit seiner Frau Anna Barbara (1762-1814), geborene Gürtler, und 5 Kindern verlässt Matthias Jundt 1804 seine Baseler Heimat. Entgegen des ursprünglichen Planes scheint sich die Familie aber zur Ansiedlung im Gebiet von Odessa entschlossen zu haben. Offenbar waren die Angebote der Werber des Zaren aussichtsreicher als die Möglichkeiten einer Ansiedlung im Banat. Matthias Jundt starb allerdings vermutlich bevor seine Familie im Jahr 1807 die Siedlungen jenseits des bessarabischen Grenzflusses Dnjestr erreichte. Sein Sohn Matthias (*1792 in Bottmingen) heiratete in der neuen Heimat die aus dem damals noch württembergischen Ort Bahnbrücken stammende Anna Margarethe Lämmle (*1793). Der gemeinsame Sohn Ludwig Friedrich wurde am 10. August 1819 in Glückstal geboren. 1837 zog Matthias schließlich, zusammen mit 5 weiteren schweizerdeutschen Familien, nach Schabo.

Sein Sohn Ludwig Friedrich Jundt (1819-?) lebte mit seiner Frau Barbara Catharine, geborene Meyer, dann in Schabo. Sein Sohn (*1843) wurde ebenfalls auf den Namen Ludwig Friedrich getauft und heiratete Friederika Reich (*1843).

Der gemeinsame Sohn Waldemar (1896-1936) und dessen Frau Emilie geb. Luithle waren schließlich die Eltern meiner Oma Elsa.

Elsa Jundt wurde am 1. Juni 1919 in Schabo als Älteste von insgesamt 3 Kindern geboren.

Mein Großvater Emil Sikorsky, ihr späterer Ehemann, wurde 1913 in Maraslienfeld geboren, einem kleinen Dorf in der Nähe von Tatarbunary und später auch gemeinsamem Wohnort meiner Großeltern.



Elsa und Emil Sikorsky (Silberne Hochzeit 1965)

Schabo im Budschak liegt ca. 7 km südlich von Bilhorod-Dnistrovskij (ehemals Akkerman), am Westufer des Dnister-Limans und 12 km von der Küste des Schwarzen Meeres entfernt. Der Name Schabo oder auch Schabag geht auf die türkische Bezeichnung Ascha Abag zurück (wörtl. „untere Gärten“) und bezieht sich auf die Weinbaugebiete in dieser Region. Die aus dem französischsprachigen Kanton Waadt stammenden Schweizer Siedler und Weinbauern sprachen eher von Chabag/Schabag, die deutschen Siedler sagten eher Schabo. Schabo liegt zufällig auf demselben Breitengrad wie die französischen Weingebiete von Bordeaux und Burgund. Die Weinfelder gehörten während der Sowjetzeit zur Lenin-Wein-Kolchose und wurden nach der Perestrojka privatisiert. Heute werden die Weinerzeugnisse (Wein, Weinbrand usw.) in einem neuen Weinverarbeitungsbetrieb eines Georgiers zentral verarbeitet und vermarktet. Das Schabo-Weinzentrum wurde 2009 errichtet. Hier können mit

moderner westlicher Technik bis zu 20.000 Tonnen Weintrauben pro Saison verarbeitet werden. Es gibt ein Museum des regionalen Weinbaus sowie einen Laden für die örtlichen Produkte der Marke „Shabo“.

Schon in der Ansiedlungsphase nach 1822 wurden, neben den Welschschweizern aus dem Waadt, auch württembergische, badische und schweizerdeutsche Familien aufgenommen. Darüber hinaus zogen auch viele Schabner Kolonisten in die deutschsprachigen Tochterkolonien und eine Menge Kolonistensöhne und -töchter heirateten nach Schabo hinein oder aus Schabo heraus, so dass eine vielfältige Verwandtschaft zwischen Schweizern, Württembergern, Badenern, Elsässern, Lothringern und auch Pfälzern entstand. Einigendes Band war die gemeinsame Herkunft, die deutsche Sprache und der protestantische Glaube.

Auch hatte Schabo seit jeher äußerst rege kulturelle Kontakte zu allen umliegenden deutschen Kolonien. Selbst zu entfernteren Kolonien, wie Sarata und Tarutino bestanden durch den Schabner Chor intensive Beziehungen. Die Schabner wurden von den umliegenden Dörfern deshalb auch nie als Fremdlinge betrachtet, und es war für sie selbstverständlich, dass diese auch umsiedeln durften. Wer deutsche Vorfahren hatte, konnte sich der Umsiedlung auch problemlos anschließen.

Die bessarabischen Siedlungen wurden von der Kolonialbehörde planmäßig als straßenförmige Dörfer mit breiten Gassen angelegt, die sich manchmal über mehrere Kilometer erstreckten und von Akazienbäumen begrenzt waren. An die spitzgiebeligen Häuser der Straßenfront reihten sich in dem dahinterliegenden Hof die Wirtschaftsgebäude und neben dem Hauptgebäude meist eine Sommerküche und ein in die Erde gegrabener Eiskeller. Neben den Mutterkolonien wurden bald zahlreiche Tochterkolonien gegründet. Durch die Kolonisten aus dem Waadtland und den Deutschschweizern und Deutschen waren nun auch 2 Konfessionen (Reformierte und Lutheraner) in der Kolonie Schabo vertreten. Allerdings ging im Lauf der Zeit das reformierte Bekenntnis fast völlig unter und der lutherische Glaube dominierte die Gemeinden. Die protestantische Kirche von Schabo/Chabag wurde am 8. Oktober 1847 eingeweiht. Mitglied der Kirchenbaukommission war, neben vier weiteren Kolonisten auch Matthias Jundt. Er scheint die Einweihung allerdings nicht mehr erlebt zu haben, denn er wurde noch 1847 im benachbarten Glückstal beerdigt.

Den alten Streit, ob der Kirchturm von einem Kreuz (lutherisch) oder einem Hahn (reformiert) gekrönt werden sollte, entschieden damals die Kolonisten durch

den Kompromiss, einen Hahn auf das Kreuz zu stellen.

Wie ich auch noch während meiner Recherche zu unserer Familie rausfinden konnte, entstand um 1893 in der Nähe von Odessa noch eine weitere Tochterkolonie, Neu Sudaki (auch: Novije Sudaki genannt), welches angeblich von der Familie Jundt, also von Vorfahren meiner Oma, gegründet worden ist.



Heute befindet sich in Neu Sudaki im Andenken an das tragische Schicksal der Schweizer ein Denkmal der überfluteten Siedlungen

Neben den Koloniegründern lebten noch weitere Winzerfamilien aus Schabo ebenfalls in Novije Sudaki unter anderem Familie Rothenberger, Familie Stohler, Familie Zwicky. Ich habe leider nur wenig zu diesem Ort finden können, einzig, dass er wohl unterhalb des Dneprufers, östlich von Odessa und in der Nähe von Wesjoloje lag, wo Schweizer Kolonisten die Weinbaukunst in dieses Land brachten. Ihre Häuser wurden durch das Hochwasser vom Kachowski-Stausee überschwemmt und somit mussten sie das Land wieder verlassen und sind so nach Schabo gekommen. Zu Schabo gab es eine Menge zu finden. Angaben zu Maraslienfeld (Marazliivka) dagegen, dem Geburtsort mei-

nes Opas und auch späterem Wohnort meiner Oma Elsa, gab es nur spärlich.

Der Ort wurde um 1880 gegründet und auch Marasli genannt, wie meine Oma auf Tonaufzeichnungen auch liebevoll sagte. Zu dieser Zeit zählte man dort 983 Einwohner. Nach dem Ersten Weltkrieg entstanden neue Siedlungen, sogenannte Hektargemeinden, auf Boden, der durch die Agrarreform den Großgrundbesitzern enteignet worden war. Und wie ich in einem Bericht von Sigrid Standke des bessarabischen Mitteilungsblattes im Februar 2018 auch lesen konnte, gab es auch einen Marasli, den Bürgermeister von Odessa mit Namen Grigorij Grigorjewitsch Marasli, der ein besonderer Wohltäter der Stadt Odessa war. Schon im Jahr 1879 erließ er einen Ruf an alle deutschen Gemeinden in Bessarabien, in dem er deutsche Bauern aufforderte, sich auf seinem Gut niederzulassen. Das Gut von 6.000 Dessjartinen trug den Namen Sarjari und lag etwa 10 km vom Schwarzen Meer entfernt. Insgesamt waren es 80 Wirte, die mit Grigorij Grigorjewitsch Marasli nach obigen Bedingungen auf 10 Jahre eine Vereinbarung trafen. Das ganze Land trug in den ersten drei Jahren fast keine Ernte. Außer etwas Kartoffeln und Mais war nichts vorhanden. Erst im 4. Jahr bekamen die Ansiedler eine mittelmäßige Ernte. Zu diesen großen Schwierigkeiten kamen noch andere hinzu, so dass man heute noch darüber staunen muss, wie sich die Ansiedler zäh und verbissen über alles hinwegsetzten. Sie handelten gemäß dem Spruche: Schwierigkeiten sind da, um überwunden zu werden. Das Gut des Herrn Marasli wurde dann allerdings von seinem Verwalter Michael Stepanowitsch Burt verwaltet. Der war ein Tyrann und behandelte die Deutschen recht unmenschlich. Später versuchte die

Gemeinde aus dieser Knechtschaft heraus zu kommen. Sie schickten Vertreter zu Marasli nach Odessa, der ihnen neue, bessere Pachtverträge zugesagt hatte. Doch es war dem Verwalter Burt gelungen, das gesamte Land von Herrn Marasli zu pachten. Auch in einem zweiten Versuch in späteren Jahren gelang es den Bauern nicht, sich von dem verhassten Zwischenpächter und seinen Schikanen zu befreien. Und es sollte noch viel schlimmer kommen. Ein verlorener Gerichtsprozess, den der Verwalter gegen die Bauern angestrebt hatte, daraus entstandenen Gerichtskosten und auch noch Missernten in dieser schwierigen Zeit, führten zur totalen Verarmung der Menschen. Herr Burt kam mit dem Gerichtsvollstrecker und warf den Bauern ihr Hab und Gut auf die Straße. Er schloss die Häuser zu, sie waren der Ausgleich für die entstandenen Schulden und verjagte die Bauern von ihren Höfen. Später, im Jahr 1893, gewann Michael Stepanowitsch Burt noch einmal Pächter für das Land. Doch auch diese hatten einen schweren Kampf zu führen. Der Preis für das Pachtland wurde ständig erhöht, so dass den Bauern kaum etwas übrig blieb. Das Ganze hatte erst ein Ende, als Bessarabien im Jahr 1918 an Rumänien fiel.

Unsere Reisevorbereitungen

Nun kamen während unserer Vorbereitungen viel Fragen auf und die Neugier wurde groß. Wir hatten nur einen Ortsplan von Maraslienfeld, aber immerhin. Ich telefonierte schon vor unserer Reise viel mit Lore Netzsch vom Bessarabischen Verein und auch mit Herrn Dr. Kelm, ebenso wie mit Leonid und Valerij Skripnik. Im letzten Jahr war ich schon einmal da, für eine Woche, um rauszufinden, wie es vor Ort ist und ob ich die Reise mit meiner Familie, so wie ich es vor habe, planen kann. Und auch um zu erfahren, wie die Motive und Umstände für meinen Film vor Ort wohl sind. Die Unterkunft stand ziemlich schnell fest, wir wollten während unserer Woche vor Ort im Hotel Liman in Sergejewka bleiben, da wo auch Herr Dr. Kelm während seiner Aufenthalte immer übernachtet, um den Austausch auch mit anderen Bessarabien Reisenden zu haben. Nun gab es das Problem, ein Auto zu finden für 5 Personen, plus Gepäck, welches uns über 5 Grenzen, durch 5 Länder und über ca. 5000 Kilometer bringen würde. Und welche Formulare benötigten wir überhaupt für einen Mietwagen aus Deutschland. Ich rief also einen guten Freund an, der Tourbusse für Bands hier in Berlin verleiht und er hat mir dann ziemlich schnell einen guten Bus zugesichert, dafür war ich ihm sehr dankbar. Bei den hiesigen bekannten Autovermietern hätte ich



Der Bauernhof in Maraslienfeld von Andreas Erfle – der Stiefvater meiner Oma Elsa

vermutlich dafür keinen Bus bekommen. Auf meiner Reise allein im Oktober 2017 wollte ich natürlich auch schon mal mit Leonid Skripnik in das Heimatdorf meiner Großeltern und wir stellten überraschend fest, dass es auf der Karte zwei Orte Namens Marazliivka gab. Einer war in der Nähe der Zentralstraße nach Sarata und ein anderer bei Zhovtyi Yar, Richtung Tartarbanary. Anhand unseres Ortsplans von Maraslienfeld, konnten wir aber sehen, dass es nur eine Durchfahrtstraße in unserem Maraslienfeld gab, das andere hatte aber zwei Durchfahrtsstraßen im Ort, somit war klar, es ist das bei Zhovtyi Yar bzw. Taratarbanary. Angekommen in dem Ort habe ich gesehen, dass Maraslienfeld kein Ortseingangsschild besaß. Wieder zurück zu Hause habe ich das natürlich gleich berichtet und mein Onkel Hartmut hatte prompt die Idee, selbst ein Schild herstellen zu lassen und mitzunehmen. Nun haben sich die 5 Geschwister also voller Vorfreude aufgemacht, zu einer Reise in ihre Vergangenheit. Sie wollen wissen, wo genau in Bessarabien ihre Eltern herkommen, wo sie geboren sind, wo sie sich kennenlernten und vor allem, wie sie da gelebt haben. Es ist eine ganz andere Generation, die sich da aufmacht,

in ein Land, was es so heute gar nicht mehr gibt und auch die Probleme von damals scheinen, wie auch das Land nach dem 2. Weltkrieg, verschwunden. Unser Weg führte uns also über Tschechien nach Tannwald/Tanvald wo meine Tante 1941 geboren wurde, weiter Richtung Slowakei, Ungarn und durch Rumänien. Jeder von uns hatte noch so seine ganz eigenen Vorstellungen von Rumänien, aber wir waren schließlich alle sehr begeistert von dem wunderschönen Land und Bevölkerung. Wir fuhren über Siebenbürgen/ Transsilvanien nach Herrmanstadt/Sibiu und weiter Richtung Kronstadt/Brasov und haben uns auch gleich noch die Törzburg/Schloß Bran angesehen und die uns überwältigenden Karpaten, auf jeden Fall immer eine Reise wert. Nach unserer vierten Übernachtung, kurz vor der Grenze Galatz/Galati erreichten wir schließlich die Ukraine. Es verlief zum Glück alles gut an der Grenze, wir hatten keine unnötigen Wartezeiten. Einzig der 2 km Weg durch Moldawien war irgendwie merkwürdig. Dann ging es heiter weiter Richtung Ismajil und auf der Zentralstraße über Sarata erstmal zu unserem Hotel nach Sergejewka. Wir waren überrascht, wie gut die Straßen dort waren. Bis auf eine kleinere

Straße, die wohl eine Abkürzung sein sollte, sich aber leider als gnadenloser Umweg herausstellte, uns viele Nerven und vor allem Zeit kostete. So kamen wir leider im Dunkeln an.

Valerij Skripnik war zu diesem Zeitpunkt schon sehr besorgt um uns und hatte versucht, uns telefonisch zu erreichen. Wir hatten einen Tag vor unserer Ankunft schon mal kurz mit Valerij telefoniert, um ihm zu sagen, dass wir doch einen Tag später ankommen, da wir den Weg etwas unterschätzt hatten bzw. die wunderschönen Karpaten. Wir waren alle überrascht davon, wie nett man uns dann dort im Hotel Liman empfangen hat. Valerij selbst arbeitet bereits seit 26 Jahren eng mit Herrn Dr. Kelm zusammen, hatte damals als Bauingenieur begonnen und ist heute als Organisator, Reiseleiter und Dolmetscher stets mit viel Charme und Humor für seine Gäste da. So auch für uns. Wir kamen dann schließlich gegen 20.30 Uhr an, haben sogar noch ein Abendessen von dem sehr netten Personal bekommen und fühlten uns sofort sehr willkommen.

Wie unsere Reise schließlich verlief, berichtet meine Tante Waltraut Kopsch in einer der nächsten Ausgaben.

„Idilă și distrugere“ (Idylle und Zerstörung) Kunstaussstellung und Konferenz in Chişinău

SIGRUN ANSELM

Am 7. November 2018 wurde im Nationalen Kunstmuseum in Chişinău, der Hauptstadt der Republik Moldova, eine Ausstellung mit Werken des Berliner Künstlers Ulrich Baehr eröffnet, begleitet von einer Konferenz zum Thema „Kunst nach Auschwitz und dem Gulag“ – Wie die Künstler der 68er-Generation gegen die Verdrängung der Vergangenheit kämpften“.

Das Projekt wurde mit großzügiger Unterstützung durch das Goethe-Institut Bukarest, den Deutschen Kulturverein Akzente Chişinău und die deutsche Botschaft in der Republik Moldova ermöglicht.

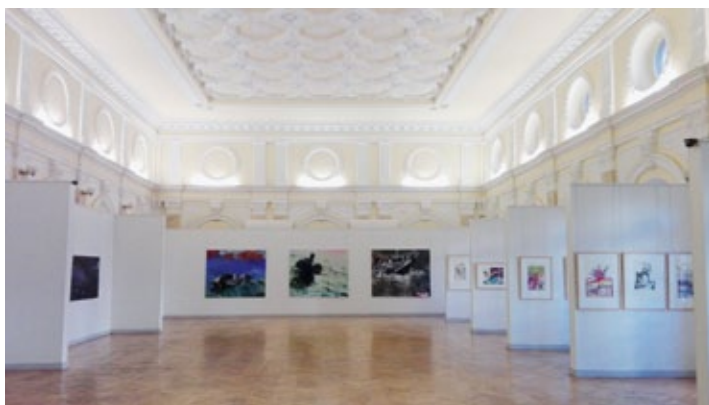
Das Nationale Kunstmuseum im Zentrum der Hauptstadt ist, besonders im Innern, ein prächtiges Stadtpalais. Es wurde um 1880 von Alexander Bernadazzi, dem renommierten Stadtarchitekten deutschschweizerischer Herkunft, der auch Odesa maßgeblich geprägt hat, als Mädchengymnasium im opulenten Stil des russischen Spätklassizismus gebaut. 2016 wurde es mit rumänischer finanzieller Unterstützung aufwendig renoviert. Es verfügt über einen großen und prachtvollen Saal für Wechselausstellungen.



Treppenhaus des Nationalen Kunstmuseums

In diesem Saal hatte bereits 2014 eine Sonderausstellung unter dem Titel „Deutsche Spuren in Moldau 1814 – 1940“ stattgefunden, die vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik veranstaltet wurde und mit ca. 10.000 Besuchern in vier Wochen ausgesprochen erfolgreich war. Sie sollte an den Beginn der Einwanderung deutscher Siedler ans Schwarze Meer vor 200 Jahren erinnern. Als Autorin wurde PD Dr. Ute Schmidt beauftragt, die seit langem einschlägige Forschungen und Publikationen zur Geschichte der deutschen Siedler am Schwarzen Meer vorgelegt hat. Die Gestaltung der Ausstellung lag in den Händen von Prof. Ulrich Baehr.

Bei dieser Gelegenheit hatte der Direktor des Kunstmuseums, Tudor Zbarnea, der selbst bildender Künstler ist, Ulrich Baehr eingeladen, eigene Arbeiten in seinem Museum auszustellen. Dabei interessierten ihn auch und vor allem Arbeiten aus den 1960er Jahren, in denen sich Ulrich Baehr unter dem Obertitel „Historienbilder“ mit der politischen Ikonographie im 20. Jahrhundert, den visuellen Propagandastrategien sowohl des Hitlerregimes als auch des Stalinkultes, ironisch-kritisch auseinandergesetzt hat. Offenbar wollte der Direktor den Blick des interessierten



Ausstellungssaal



Eröffnung mit Cymbalspieler

Publikums auf solche zeitgenössischen Strömungen der westlichen Kunst erweitern.

Für das Museumspublikum in Chişinău, einem vom internationale Kunstbetrieb wenig beachtetem Ort am Rande Europas, ist eine solche explizit politische Kunst bislang ungewohnt. Ihr Umfeld in der 1968er Protestbewegung im fernen Westen ist hier nur vage bekannt. Großformatige Bilder von Diktatoren wie Stalin oder Hitler, in welcher verfremdeten oder ironisierten Form auch immer dargestellt, sind in diesem gespaltenen Land von einer gewissen Brisanz, weil sie sozusagen „Eins zu Eins“ verstanden bzw. leicht missverstanden werden könnten. Es wäre nicht auszuschließen, dass manche Besucher nicht nachvollziehen können oder wollen, dass hier nicht das dargestellte Individuum, sondern seine ästhetische Maskerade zum Zweck der Massenpropaganda das Thema des Kunstwerks ist.

Angesichts solcher Empfindlichkeiten verständigte sich der Künstler mit der deutschen Botschaft darüber, auf einige besonders pointierte Werke zu verzichten. Außerdem sollte am Eingang zur Ausstellung ein erläuternder Text hängen:

Vor 50 Jahren, ab Mitte der 1960er Jahre, breitete sich im westlichen Europa und in der Bundesrepublik Deutschland eine Protestbewegung der Studenten aus, während in den Ländern des Ostblocks unter sowjetischem Einfluss die Doktrin vom Aufbau des Sozialismus herrschte, so auch in der „Deutschen Demokratischen Republik“ und in der damaligen „Moldauischen Sowjetischen Sozialistischen Republik“.

In Westdeutschland engagierten sich viele Student/Innen für die Demokratisierung der Gesellschaft. Ihre Proteste richteten sich vor allem gegen die Verdrängung der Naziherrschaft und deren Verbrechen aus dem öffentlichen Bewusstsein, aber auch gegen den Krieg der USA in Vietnam. Sie solidarisierten sich mit den Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt. An diesen Protesten beteiligten sich auch Kulturschaffende wie Schriftsteller, Theaterleute und Künstler.

Ulrich Baehr beschäftigte sich in dieser Zeit auf ironische Weise mit den ästhetischen Inszenierungen und den Propagandaposen der Machthaber des 20. Jahrhunderts, wie Hitler, Stalin, Mao Tse Tung, aber auch US-Präsident Johnson u.a. In seinen „Historienbildern“ ist der Einfluss der amerikanischen Pop-Art unverkennbar.

Unter dem Titel „Das 20. Jahrhundert“ schuf er Anfang des neuen Jahrhunderts eine Serie von großformatigen Gemälden mit spektakulären Schiffsuntergängen, die auch als Metaphern für den Untergang der politischen Herrschaftssysteme des 20. Jahrhunderts, des Nationalsozialismus und des Sowjetkommunismus, gelesen werden können.



Einladung zur Konferenz

Dass Kunstaussstellungen mit einer Konferenz einhergehen, die die ausgestellten Werke in einen zeithistorischen und politischen Kontext stellen, war in Chisinau bisher ein Novum. Hierzu hatte Ulrich Baehr den Kunsthistoriker und Kurator

Dr. Eckhart Gillen, einen international anerkannten Experten für die Wechselbeziehung zwischen Zeitgeschichte und Kunst im Ost-West-Vergleich, als Referenten eingeladen. Am Vortag der Eröffnung hielt Dr. Gillen vor ca. 60 überwiegend jungen Leuten einen Lichtbildvortrag unter dem Titel „Kunst nach Auschwitz und Gulag – Wie Künstler der 68er Generation gegen die Verdrängung der Vergangenheit kämpften“. In einer fulminanten Tour d'Horizon durch die neuere Kunstgeschichte von der Nachkriegszeit bis in die 68er Jahre stellte Dr. Gillen charakteristische Kunstwerke aus Ost und West gegenüber, die in unterschiedlicher Weise auf die Hypothek der jüngsten Geschichte und auf die Herausforderungen der damaligen Gegenwart reagiert haben. Neben Bildbeispielen u.a. von Joseph Beuys, Gerhard Richter, Georg Baselitz, dem tschechischen Fotografen Josef Koudelka, dem ungarischen Künstler Laslo Lakner wurden auch die „Historienbilder“ von Ulrich Baehr projiziert, die eigentlich in der Ausstellung hätten hängen sollen.

Das Publikum war sichtlich beeindruckt von dieser Facette der Kunst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, aber eine Debatte kam aus zeitlichen Gründen nicht mehr zustande. Direktor Tudor Zbarnea konstatierte abschließend, dass die kulturelle Wahrnehmung in Moldova gegenüber „Europa“ um mehrere Jahrzehnte retardiert sei, und wünschte sich mehr derartige Initiativen.

Die Eröffnung der Ausstellung am 7. November war sehr gut besucht. Nach den Ansprachen von Direktor Zbarnea, des stellvertretenden deutschen Botschafters Florian Seitz und eines Vertreters des Künstlerverbandes führte Dr. Gillen in die Ausstellung ein. Zum Ausklang spielte ein junger Künstler virtuos Stücke von Bach, Händel und Mozart auf dem Cymbal.

Im Laufe des Abends wurde der Künstler von einem jungen Mann angesprochen und gefragt, warum er eine solche Vorliebe für Diktatoren habe. Einen Eklat oder Proteste gab es nicht.



Unsere „Potemkiner“

HEINZ-JÜRGEN OERTEL

Zumindest der Name des „Panzerkreuzer Potemkin“ ist dem Leser des Mitteilungsblattes sicher bekannt. Einige werden die Originalfassung des Filmes oder die 2005 vorgestellte restaurierte Fassung des Films von Sergei M.

Eisenstein auch gesehen haben. Die Meuterei auf der Potemkin, der komplette Name des Schiffes lautet „Княз Потёмкин Таврический“ Fürst Potjomkin von Taurien, die anschließende Schießerei durch Kosaken in Odessa, bei der tausende Menschen am Hafen und in den Straßen den Tod fanden und ein Viertel der Stadt niederbrannte, sind bekannt.

Weniger bekannt ist das Schicksal der Besatzung nach der Kapitulation im Hafen von Konstanza (Constanța). Um der Verhaftung oder Erschießung zu entgehen, fanden deutschstämmige Matrosen, aber auch Ukrainer, in Deutschen Gemeinden der Dobruška Asyl. Dazu schrieb Familie Schumann bereits im Mitteilungsblatt 5/2018 einen Beitrag. Er geht intensiv auf Gottlieb Weinberger, den Großvater der Autorin ein, der 1905 als 27-jähriger auf der Potemkin diente.

Das Thema der Potemkin und der in der Dobruška verbliebenen Meuterer war unter dem Titel „Kurze Berichte über die Potemkin-Leute in der Dobruška“ auch schon Thema mehrerer Beiträge im „Jahrbuch 1969 der Dobruška-Deutschen“.

In den deutschen Dörfern der Dobruška haben sich vielleicht drei Dutzend der Besatzungsmitglieder des Panzerkreuzers Potemkin niedergelassen; sie wurden von den Bauern die „Potiomker“ genannt. Im Folgenden sollen nun einige Berichte aus der Erinnerung heraus folgen, die dem Herausgeber Otto Klett gerade zur Verfügung standen.¹

Aus Kobadin berichtet Otto Klett:

Ich habe mir in Kobadin einige Male von den beiden mir bekannten Potemkinern ihre Erlebnisse in Verbindung mit der Meuterei erzählen lassen. Der eine war unser Halbbauer Friedrich Götz, ein Wolhyniendeutscher, und der andere Konstantin Karabanoff, ein Ukrainer, der eine Deutsche geheiratet hatte und dadurch zu uns Kobadinern gehörte. Beson-

ders ausgefragt habe ich Friedrich Götz, wenn ich bei ihm auf dem Dreschplatz beim Vermessen war. Dabei erhielt ich folgendes Bild:



Original Filmplakat

Auf dem Schiff waren rund 700 Mann. Es waren ungefähr 40 deutsche Matrosen darunter und drei oder vier deutsche Offiziere. Der eine der deutschen Offiziere hat Friedrich Götz manchmal nach seiner Heimat Wolhynien gefragt; er hat sich dort ausgekannt. Karabanoff hat in dem Deutsch, das er sich seit seiner Verheiratung in Kobadin angeeignet hatte, von dem Fleisch gesprochen. Er habe schon beim Aufhängen des Fleisches gemerkt, dass es schlecht war, weil es schon gestunken hat, er musste das Fleisch mit unterbringen helfen. Und da haben die Matrosen geflücht und gesagt, das kann man doch nicht mehr essen. In Odessa kam dann, nach der Ermordung der Offiziere, ein Jude auf das Schiff, der uns aufhetzen wollte, aber sein ganzes Geschwätz passte uns nicht. Wir wollten mit den Schreibern nichts zu tun haben. Als die Schreiber die Offiziere umgebracht hatten, da war der Matuschenko² der Führer.

Wir Matrosen bekamen es mit der Angst zu tun. Wir wollten unbedingt irgendwo an Land gehen, denn das eine wussten wir, dass wir nicht mehr zurück nach Russland könnten. Wir kamen dann auch in Konstanza an, aber der Matuschenko hat niemand an das Land gelassen. Jeder, der es versucht hätte, wäre erschossen worden. Als wir dann zum zweiten Male nach Konstanza gekommen waren, da gingen alle an Land. Die Deutschen vom Schiff sind in die deutschen Dörfer gegangen, und einige Ukrainer sind auch mit in die deutschen Dörfer gekommen.

Aus den Aufzeichnungen von Johann Adam, Tschukurova

„Unsere Potemkiner“, so überschreibt Johann Adam in seinem Tagebuch ein Kapitel. Das andere heißt „Feldwebel Matuschenko und sein Komplize“. „Ich sage unsere ‚Potemkiner‘, weil sie bei uns geblieben sind und in unserem Völkchen aufgegangen sind. Sie wurden zu Dobrušchadeutschen.“

Als im Jahre 1905 plötzlich vor dem Hafen Konstanza ein Ungetüm, das größte russische Kriegsschiff auftauchte, da verging den Konstanzern das Lachen. Das Schiff hatte alle seine Geschützrohre auf die Stadt gerichtet, aber der Spuk klärte sich dann bald auf, denn die Matrosen wollten in Konstanza nur Lebensmittel und Kohle haben. Der Führer der Meute-

rer war selbst auf einem Boot, mit einer weißen Fahne ans Land gekommen. Dann fuhr das Schiff wieder weg und kam dann nach einigen Tagen wieder an. Die Meuterer baten um das Asylrecht, was ihnen dann auch die Rumänen gewährten. Nun überschwemmten Hunderte von russischen Matrosen unser Land. Die Deutschen unter ihnen suchten die deutschen Dörfer in der Dobruška auf und blieben dann auch bei uns.

Matuschenko und seine Komplizen jedoch blieben nicht in der Dobruška. Sie machten sich so bald als möglich aus dem Staube, um so weit als möglich von Russland wegzukommen. Sie, aber auch noch die meisten anderen Potemkiner, gingen nach Amerika.

Wie mir Michael Will und andere erzählten, begann die Meuterei wegen dem schlechten Essen. Das Fleisch hat selbst in dem Borschtsch noch gestunken und auch die Würmer hat man noch gesehen. Dagegen schwelgten die Offiziere herrlich und in Freuden. Sie taten nichts, dass wir besseres Essen bekamen. Da bildete der Feldwebel Matuschenko ganz insgeheim eine Rotte und hat die Offiziere bei einem ihrer Gelage alle erschossen. In der Nacht wurden die toten Offiziere über Bord geworfen. Wir haben das alles erst nachher erfahren. Matuschenko hat dann die Führung des Schiffes übernommen. Matuschenko wollte zuerst ins Mittelmeer, aber das wäre zu gefährlich gewesen, und so kamen wir nach Konstanza.

Onkel Wilhelm Fein erzählt

Von Alida Schielke-Brenner, Fachbria

Nur selten konnten wir ihn dazu bewegen, dass er uns von den grausigen Mordtaten erzählte, die er auf dem Panzerkreuzer Potemkin, auf dem er seinen Militärdienst für das große russische Reich leisten musste, miterlebt hatte. [...] Auf Umwegen brachten wir die Gespräche auf Russland, auf die russische Revolution. Dann konnte es sein, dass der stille Zuhörer aus seiner Reserve herausging und uns erzählte. Er räusperte sich ein bisschen, sein Gesicht bekam einen nachdenklichen Ausdruck, die Augen waren auf irgendeinen Gegenstand gerichtet und die Hände hielt er im Schoß verschlungen.

Geboren war er auf der Krim, als deutscher Bauernsohn. Nachdem er die Schule beendet hatte, erlernte er das Schmiedehandwerk; auf Grund dessen er bei seiner Musterung zur Marine eingeteilt wurde. Die militärische Ausbildung bekam er mit vielen andern deutschen Kameraden aus Wolhynien, dem Wolgagebiet und aus der Krim in der Hafenstadt Sewastopol. Nach der Ausbildung an Land kamen diese angehenden Matrosen an Bord des großen und modernen Panzerkreuzers Potemkin.

¹ Größtenteils die originale Wiedergabe des Jahrbuchtextes

² Afanassi Matjuschenko, der Anführer der Meuterer, kehrte 1907 nach Russland zurück, wurde jedoch bald verhaftet und gehängt.

Und hier schreibe ich nieder, was er uns erzählt hat:

Die Nachricht, dass die Matrosen ihren Wehrdienst nun auf dem Panzerkreuzer leisten sollten, wurde von den Matrosen mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Die einen freuten sich und waren stolz, die andern waren betrübt darüber. So wurden sie eines Tages auf das stolze Schiff verfrachtet.

Jedem wurde seine Tätigkeit zugewiesen. Onkel Wilhelm kam in den Heizraum, wo er mit einigen Kameraden schichtweise seinen Dienst versah.

Das Schiff stach in See, die Verpflegung und die Arbeitseinteilung waren in bester Ordnung. Viele Wochen durchkreuzten sie das Meer, ohne dass sich etwas Besonderes auf dem Schiff ereignet hätte. Eines Tages liefen sie den Hafen Odessa an, um Proviant zu fassen. Ob sich dort schon etwas angezettelt hatte auf dem Schiff, unter der Besatzung, davon hatten die Matrosen bis dahin nichts bemerkt. Eigentümlich war, dass wenn sie, die Heizer, in den Schlafräum kamen, die andern Matrosen von den andern Abteilungen öfter die Köpfe zusammensteckten und heimlich flüsterten. Onkel Wilhelm war aber kein neugieriger Mensch, er ließ sie flüstern und legte sich zur Ruhe.

Dann wurde im Speisesaal über das Essen geschimpft. In Wirklichkeit wurde das Essen auch von Tag zu Tag ungenießbarer. Die Heizer nahmen aber ihre Mahlzeiten ein und begaben sich wieder an ihre Arbeitsplätze. Dann kam es von Tag zu Tag schlimmer. Einmal kam ein Vorgesetzter und gab den Befehl, dass niemand zum Essen erscheinen sollte. Nachher kam ein anderer und befahl, jeder Matrose muss zum Essen erscheinen, wer nicht kommt wird bestraft mit so und so viel Tagen Arrest. Kamen sie in den Speisesaal, da waren schon wieder andere Kameraden dabei, ihnen die Würmer zu zeigen, die auf der Suppe schwammen. Die einen schrien, nichts essen, die andern befahlen die Suppe zu essen. Sie wussten in ihrer Not nicht mehr, wem sie gehorchen sollten.

Einige beherzte Matrosen drangen in den Lagerraum, holten Fleischstücke und trugen sie von Raum zu Raum und zeigten es den Matrosen mit der Bemerkung, das müssen die Matrosen essen, während die Offiziere noch die besten Speisen und Getränke bekamen. Im Offizierslager waren noch die feinsten Sachen vorhanden.

Immer mehr spitzte sich die Sache zu. Die ersten Rebellen wurden eingesperrt. Sie wurden bestraft. Die diensthabenden Offiziere liefen nur noch mit der Knute herum. Die Drohungen nahmen kein Ende, und doch konnten sie es nicht verhindern, dass sich die rebellierenden Matrosen im-



Mit einem Schlepper kommen Besatzungsmitglieder in Konstanza an Land

mer enger zusammenschlossen und immer mehr Anhänger fanden.

So vergingen einige Tage. Überall wo zwei oder drei Matrosen zusammenstanden, wurde leise gesprochen. Kein Matrose hatte mehr Vertrauen zu seinen Kameraden. Dann, eines Tages, Onkel Wilhelm hatte gerade Schichtwechsel, begegnete ihm auf der Treppe vom Heizraum einer der führenden Rebellen und stellte ihm auch die Frage, ob er mitmache, wenn es zu einem Aufstand käme. Er sehe doch selbst, dass es so nicht weitergehen könne, sie müssten entweder Hungers sterben, oder sie müssten sich von ihren Vorgesetzten befreien. Onkel Wilhelm konnte ihm keine Antwort geben. Er dachte nur bei sich: Gelingt der Putsch, könnten wir uns noch retten, gelingt er nicht, müssen wir alle elend zugrunde gehen. Diese, keine Antwort war auch eine Antwort für die Anführer.

So wurde wohl mancher gefragt, und wohl mancher hat mit nicht antworten geantwortet. Die Luft wurde immer dicker, wie Onkel Wilhelm sagte. Die Matrosen wurden von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde mutloser. Das Essen konnten sie nicht mehr genießen. Hungrig und erschöpft bis zum Zusammenbrechen taten sie ihren Dienst, nicht mehr fähig, über ihre Lage nachzudenken. Dann war es eines Tages soweit. Oben auf Deck hörten sie Schüsse fallen, hörten die Schlachtrufe der Rebellen, Hilfeschreie, Gewehrschüsse. Flüche und Befehle drangen bis hinunter in den Heizraum. Die Heizer trauten sich nicht hinauf. Sie bewahrten ihre Ruhe und taten, als hörten sie nichts von dem ganzen Lärm. Als dann doch einer der Meuterer hinunterkam und die Heizer aufforderte, auf Deck zu kommen, bot sich ihnen ein Bild, das sie ihr ganzes Leben nicht vergessen konnten.

Onkel Wilhelm schilderte weiter, dass, wie er die Treppe hinaufkam, sie gerade einen jungen Offizier, der immer recht nett zu ihnen gewesen war, niedergeschossen hatten. Dann nahmen sie ihn und warfen ihn über Bord. Sie, die ganze

Mannschaft, wurden aufgerufen, sich aufzustellen und dann wurden sie gefragt, ob sie mit einverstanden gewesen wären. Keiner hat mit Nein geantwortet, auch dies hätte den Tod bedeutet. Die toten Offiziere lagen auf Deck herum. Wo man hinblickte, waren Blutlachen zu sehen. Nun gaben die Rebellen den Befehl, aufzuräumen. Die Leichen und auch die, die noch nicht tot waren, wurden über Bord geworfen.

Nachdem den Matrosen erklärt worden war, warum diese Meuterei notwendig gewesen ist, wurde jeder wieder an seinen Arbeitsplatz geschickt. Ihr Schicksal mussten sie den neuen Machthabern überlassen. Jeder verrichtete seine Arbeit, wie ihm befohlen wurde, aber niemand wusste, was nun weiter geschehen sollte. Das Schiff trieb ziellos auf dem Meer, bis es eines Tages in der Nähe des Hafens Konstanza auftauchte. Die Matrosen erfuhren, dass ihre jetzigen Vorgesetzten im Hafen von Konstanza um Asyl gebeten hatten.

Wieder vergingen einige Tage der Ungewissheit. Niemand wusste, was zu geschehen habe, wenn sie nicht aufgenommen würden. Die Verpflegung war jetzt so knapp, dass es nur noch zum Überwasserhalten ausreichte. Das Trinkwasser war weg, es gab weder Tee noch sonst etwas zu trinken. Hunger und Durst hatten sich eingestellt, die Mannschaft war erschöpft und entmutigt.

Dann kam der erlösende Anruf. Rumänien hatte sich bereit erklärt, den Panzerkreuzer mit seiner Mannschaft in den Hafen Konstanza einlaufen zu lassen. Die Matrosen wurden gefragt, ob sie mit einverstanden wären. Als alle ihre Zustimmung gaben, nahm das Schiff Kurs auf den Hafen.

Nachdem alle Formalitäten getroffen waren und jedem der Besatzungsmitglieder klagemacht wurde, dass es ein Zurück nach Russland zu den Angehörigen nicht mehr gäbe, verließen die Matrosen, die dem Tode geweiht waren und nun doch wieder zum Leben zurückgefunden hatten, schweren Herzens und mit der Gewissheit, dass sie ihre Eltern und Geschwister nie wieder sehen werden, den stolzen, großen Panzerkreuzer Potemkin. Ein neues Leben wurde begonnen. Viele Matrosen ließen sich in den deutschen Dörfern der Dobrudscha nieder, gründeten Familien und blieben bis an ihr Lebensende die „Potjomker“.

Fortsetzung folgt.

Literatur: Wikipedia Artikel zum Film Meuterei auf der „POTJOMKIN“ Von Henning Sietz
Jahrbuch 1969 der Dobrudscha-Deutschen; Hrsg. Otto Klett
Bilder: Das Originalfilmplakat befindet sich in der Public Domain



Einladung zum Seminar: Kalte Heimat: Umsiedlung, Flucht und Heimat finden – Das Schicksal der Dobrudschadeutschen von 1940 bis 1950

von Freitag, 15. März, bis Sonntag, 17. März 2019 im Konrad-Martin-Haus in Bad Kösen bei Naumburg

Mit der Umsiedlung der 15.000 sog. Dobrudscha-Deutschen im Oktober / November 1940 in Folge des deutsch-rumänischen Umsiedlungsabkommens begann für die meisten eine Zeit in Lagern bzw. in den von Deutschland eroberten Ostgebieten. Diejenigen, die die Flucht vor der Roten Armee 1944 überlebten, suchten im Deutschen Reich einen Zufluchtsort und schließlich, da die Rückkehr in die Dobrudscha nicht möglich war, ein neues Zuhause. Oft fanden sie zunächst eine „kalte Heimat“ in deutschen Landen vor und es dauerte seine Zeit, wieder heimisch zu werden.

Anmeldung bis zum 25.02.2019 an: Fon: 06252 9306-12/15; Fax: 9306-17; Mail: t.moellenbeck@haus-am-maiberg.de

Geplanter Ablauf

Freitag, 15. März 2019

bis 16 Uhr Ankommen und Einrichten
 16:00 Uhr Begrüßung und Ankommen
 Kennenlernen mit Erwartungsrunde und Programmablauf
 17:00 Uhr Einführung in das Thema Vortrag und Gespräch
 Grundlegendes zur Umsiedlungspolitik des Dritten Reiches, zu den Ansiedlungen während des Zweiten Weltkrieges in den eroberten Ostgebieten und zu Flucht und Vertreibung aus den Ansiedlungsgebieten Richtung Westen
 Referent: Dr. Tobias Weger, Historiker und Volkskundler, wiss. Mitarbeiter des IKGS an der Ludwig-Maximilians-Universität München
 18:00 Uhr Abendessen
 19:00 Uhr Austausch in Gruppen, Vortrag (Erfahrungsbericht) mit Gespräch
 Kriegsjahre und Flucht in eine neue „Heimat“ - Die Issler's aus Tulcea
 Referent: Hans Issler, evangelischer Dekan i.R.,
 21:00 Uhr Gemütliches Zusammensein

Samstag, 16. März 2019

07:45 Uhr Angebot zu einem meditativen Impuls und Frühstück
 09:00 Uhr Vortrag und Gespräch – mit Pause
 Historischer Rückblick, Teil 1: Die Situation der Deutschen in Rumänien - besonders in der Dobrudscha – vor der Umsiedlung im Jahr 1940
 Die Umsiedlung der Dobrudschadeutschen und ihre unterschiedlichen Wege in den Kriegsjahren von 1940 bis 1945
 Zwischen Ansiedlung und (Konzentrations-) Lagern - Die unterschiedlichen Wege der Einbürgerungs-un-willigen

Referent während des Tages: Dr. Tobias Weger, wiss. Mitarbeiter des IKGS

12:30 Uhr Mittagessen und freie Zeit mit Angebot einer Führung durch Bad Kösen
 14:30 Uhr Inputs und Austausch, Gruppenarbeit – mit Pause
 Auf verschlungenen Wegen zu einer neuen „Heimat“ – Wo die (überlebenden) Dobrudschadeutschen sich - in der DDR bzw. der BRD - angesiedelt haben
 18:30 Uhr Abendessen und offener Dobrudschaner Abend

Sonntag, 17. März 2019

07:45 Uhr Angebot zu einem meditativen Impuls und Frühstück
 09:00 Uhr Input und Gespräch
 Flucht, Vertreibung und Heimat finden – einst und jetzt
 Die Geschichte der Interessensvertretung der Dobrudschadeutschen nach 1950
 11:00 Uhr Gruppenarbeit zu Projekten, Aktionen und Institutionen, u.a. – Präsentation
 Erinnerungsarbeit in der Dobrudscha: Das Projekt „Offene Kirche Malkotsch“
 Mitarbeit und Projekte im Bessarabiendeutschen Verein e.V.
 Dobrudschadeutsche in Mikro- und Globalgeschichte – ein wissenschaftl. Projekt
 12:30 Uhr Mittagessen und freie Zeit
 13:30 Uhr Seminauswertung mit Reflexion und Evaluation
 14:30 Uhr Ende des Seminars mit Kaffee und Tee; Verabschiedung

„Aktuelle Neuigkeiten zur Dobrudscha werden auch regelmäßig im Dobrudscha-Newsletter bekannt gegeben. Ihre Anmeldung zum Newsletter richten Sie bitte per E-Mail an Heinz-Jürgen Oertel hj.oertel@t-online.de.“

Gefährlicher Kampf gegen Korruption in der Ukraine

ANNE SEEMANN

Es war der 31. Juli 2018, als die ukrainische Korruptionskritikerin Kateryna Handsjuk vor ihrem Haus im südukrainischen Cherson attackiert wurde. Ein Unbekannter übergoss sie mit einem Liter Schwefelsäure und verätzte damit über 30 % ihrer Haut. Sie überlebte zunächst, erholte sich in einem Krankenhaus in Kiew. Doch nach über drei Monaten der Genesung verstarb sie am 4. November überraschend, vermutlich an einem Blutgerinnsel. Als Motiv hinter dieser Tat gilt Handsjunks Tätigkeit als Aktivistin: Sie übte regelmäßig Kritik an korrupten ukrainischen Autoritäten, am regionalen Innenministerium, den Sicherheitsbehörden, und hatte die Beteiligung der Polizei an Korruption aufgedeckt.

Kateryna Handsjuk war nicht die erste und auch nicht die einzige Aktivistin, die 2018 für ihr zivilgesellschaftliches Engagement angegriffen wurden. Am selben Tag, an dem die 33-Jährige dem Säureattentat zum Opfer fiel, erschossen zwei Unbekannte in Berdjansk, im Osten der Ukraine, den Antikorruptionsaktivisten Vitalij Oleschko. Insgesamt 40 Fälle von Angriffen auf proukrainische Aktivistinnen seit Jahresbeginn beklagt Handsjuk in einem dreiminütigen Video, das sie noch im September im Krankenhaus aufgenommen hatte. Sie prangert darin die desolaten Zustände in der Ukraine an und wirft den Behörden vor, keine Ermittlungserfolge vorgewiesen zu haben. Der Ermittlungserfolg steht auch im Fall Handsjuk noch aus, fünf mutmaßliche Beteiligten saßen zwar zwischenzeitlich in

Gewahrsam, aber bisher (Stand Januar 2019) konnte der Täter noch nicht überführt werden. Jedoch löste die Nachricht ihres Todes Bestürzung und Empörung in der Ukraine aus. Bei einer spontanen Trauerkundgebung kamen hunderte Demonstranten zusammen. Sie zogen vor das Innenministerium und verlangten eine restlose Aufklärung des Vorfalls. Dass der Tod Kateryna Handsjunks diesen längst überfälligen öffentlichen Aufruhr auslöste, liegt nicht nur daran, dass sie eine bekannte Aktivistin war. Handsjuk hatte sich bereits bei der Orangenrevolution 2004 engagiert, war als Kommunalpolitikerin bekannt und arbeitete als Beraterin des Bürgermeisters ihrer Heimatstadt Cherson. Das Bekanntwerden des Falles Handsjuk lenkte nun auch das Interesse ausländi-

scher Medien auf den schwierigen und langwierigen Kampf der ukrainischen zivilgesellschaftlichen Aktivisten gegen ihren korrupten Staat und lässt gleichzeitig erahnen, wie groß das Problem in der Ukraine ist. Das Land am Schwarzen Meer teilt sich im Korruptionswahrnehmungsindex (CPI) von Transparency International den Platz 130 (von 180) mit Gambia, Iran, Myanmar und Sierra Leone und ist damit auf dem hintersten Platz der europäischen Länder. Zu den korruptesten Bereichen zählen die Steuerbehörde, der Zoll und die Agentur für Landressourcen. Einer Schätzung zu Folge sind 80 bis 90 Prozent der Richter korrupt.

Auch internationale Partner bemängeln schon seit längerer Zeit die Korruption in der Ukraine und die damit einhergehende Intransparenz. Um die Situation zu verbessern, forderten sie eine spezielle Behörde zur Korruptionsbekämpfung. Bereits 2015 war die Ukraine dieser Forderung mit dem Nabu (National Anti-Corruption Bureau of Ukraine) nachgekommen. Seither hat die Behörde über 170 Fälle an Gerichte übergeben, es geht

um insgesamt 3 Milliarden Euro an Bestechungsgeldern. Chef des Antikorruptionsbüros war von Beginn an der Jurist Artem Sytnyk. Er kündigte 2011 aus Protest gegen die Korruption seine Stelle bei der ukrainischen Staatsanwaltschaft, bei der er 10 Jahre lang gearbeitet hatte.

Besonders heikel ist die Arbeit des Nabu, weil über die Jahre neben einfachen Beamten auch viele hochrangige Persönlichkeiten ins Visier der Ermittler gekommen sind. So musste etwa der einflussreiche langjährige Parlamentsabgeordnete Mykola Martynenko, ein Freund des früheren Premierministers Arseni Jazenjuk, ebenso Nächte in Gefängniszellen verbringen wie der Sohn von Innenminister

Arsen Awakow oder ein Offizier des Inlandsgeheimdienstes SBU.

Es ist ein mühsamer Kampf gegen die Korruption, und der Tod von Kateryna Handsjuk und Vitalij Oleschko zeigt, dass gewaltige (und gewalttätige) Gegenkräfte im Gange sind. Dennoch macht es Mut zu sehen, dass sich einiges in den vergangenen Jahren getan. Auf der einen Seite setzt sich die Zivilgesellschaft entschlossen für ihre Rechte ein und bekämpft die Korruption aktiv. Und auf der anderen Seite steht der ukrainische Staat selbst, der, und sei es auch nur auf das Drängen von außen gewesen, eine behördliche Stelle zur Bekämpfung der Korruption in den eigenen Reihen eingerichtet hat.

Quellen:

<http://www.spiegel.de/politik/ausland/ukraine-aktivistin-kateryna-gandsjuk-drei-monate-nach-saeureattentat-gestorben-a-1236717.html>

<https://nabu.gov.ua/en>

<http://www.spiegel.de/panorama/korruption-in-der-ukraine-die-kampfansage-a-1096878.html>

<https://www.laenderdaten.de/indizes/cpi.aspx>

<https://www.dw.com/de/fall-handsjuk-schwere-vorw%C3%BCrfe-gegen-ukrainische-ermittler/a-46197481>

<https://ukraineverstehen.de/weckruf-an-die-gesellschaft/>

<https://www.welt.de/politik/ausland/article183278848/Ukraine-Korruptionsbekaempferin-Jekaterina-Gandsjuk-stirbt-drei-Monate-nach-Saeureanschlag.html>

Eine unvollendete Geschichte

Zur Fotoausstellung anlässlich des 100. Jubiläums der Gründung der deutschen Autonomie an der Wolga

OLGA MARTENS

Es war ein Meilenstein in der Geschichte der Russlanddeutschen, welchen wir auf keinen Fall verpassen dürften. Vor einhundert Jahren, im Oktober 1918, wurde an den Wolgaufern eine deutsche Autonomie gegründet, und zu diesem Jubiläum initiierten der Internationale Verband der Deutschen Kultur (IVDK), verschiedene Fachvereine im Bildungs- und wissenschaftlichen Bereich, alle gesellschaftlichen Einrichtungen, die mit Selbstorganisation der deutschen Minderheit in Russland zusammenarbeiten,

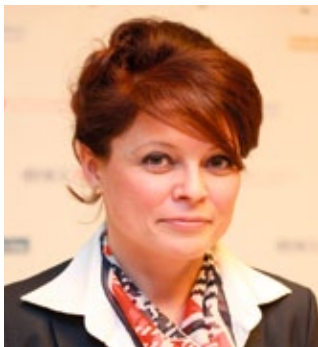
eine Reihe von Veranstaltungen und Projekten. Einige von denen dürften bei einem breiteren Publikum nicht nur in Russland aber in ganz Europa auf reges Interesse stoßen.

Alle Jubiläums-Veranstaltungen in einem Beitrag aufzulisten, wäre praktisch unmöglich. Die deutsche Minderheit in Russland entwickelt ihre Selbstorganisation mit einer starken regionalen Präsenz, die sich auf mehr als 450 gesellschaftliche Organisationen – Begegnungszentren – in 56 Regionen des Landes stützt. Auf Landesebene funktionieren solche Vereine und Institutionen wie zum Beispiel die In-

ternationale Assoziation der Forscher der Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen, der Sozialrat, die Gemeinschaft der Deutschlehrer, der Verband russlanddeutscher Künstler sowie das „Institut für ethnokulturelle Bildung“ (BiZ). All diese Organisationen und Begegnungszentren haben eigene Programme zum 100. Jahrestag seit der Gründung der deutschen Autonomie an der Wolga entwickelt. Alle Veranstaltungen sind der Rede wert, aber ein Projekt muss wahrscheinlich extra erwähnt und vorgestellt werden: die Ausstellung „Das deutsche Wolgagebiet. Eine unvollendete Fotogeschichte“.

In enger Zusammenarbeit mit den föderalen Archiven und Museen, darunter auch aus dem Wolgagebiet, sowie mit Bundesarchiv und Archiv der Akademie der Künste in Berlin haben der Internationale Verband der Deutschen Kultur und die „Moskauer Deutsche Zeitung“ eine umfassende Exposition von unikalen Aufnahmen aufgebaut, die es dem Besucher ermöglichen, die ganze Geschichte des Autonomen Gebiets und ab 1924 der Autonomen Sowjetischen Sozialistischen Republik der Wolgadeutschen (ASSRdWD) zu begleiten.

Mehr als 80 Aufnahmen erzählen die Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga vor der sozialistischen Revolution



Olga Martens ist erste stellvertretende Vorsitzende des IVDK und Herausgeberin der Moskauer Deutschen Zeitung



Großer Publikumsandrang bei der Eröffnung der Ausstellung zur Wolgadeutschen Autonomie in Moskau

1917 und der Entstehung der Autonomie, die auch Arbeitskommune genannt wurde. Bilder aus den 1920er Jahren berichten über eine der schrecklichsten Hungersnöte des 20. Jahrhunderts: die Politik des Kriegskommunismus ließ die Bevölkerung der großen Agrarregion ohne Lebensmittel.

Die Ausstellung soll einen Einblick geben, wie sich im Wolgagebiet in den 1930er Jahren verschiedene Industriebranchen entwickelten. In der ASSRdWD wurden Dieselmotoren für Landmaschinen und Schiffe gefertigt. Die Produkte von Webereien und Spinnereien sowie von Gemüse-

konservenbetrieben und des Fleischkombinats fand reißenden Absatz nicht nur lokal, sondern landesweit. Aber auch ganz schlichte Bilder, die verschiedene Facetten des alltäglichen Lebens der Wolgadeutschen zeigen, sorgten für Interesse der Ausstellungsbesucher.

Die „deutsche Präsenz“ in Russland, nämlich im Wolgagebiet, ist recht umfassend und eingehend erforscht, aber die Ausstellung kann viel dazu beitragen, die Ergebnisse dieser Forschung auf anschauliche Weise zu vermitteln. Das hat schon der erste Versuch in Moskau im April 2018 bewiesen. Und wie bei dem IVDK

üblich ist, wurde das erfolgreiche und bedeutende Projekt gleich fortgesetzt: Die Fotoexposition „Das deutsche Wolgagebiet. Eine unvollendete Fotogeschichte“ transformierte sich in eine Wanderausstellung, die bereits das russische Saratow und das deutsche Bayreuth besucht hat. Danach folgen weitere Städte und neue Projekte. Wir machen uns auf den Weg.

Im Februar 2019 wird die Ausstellung zweimal gezeigt. Am 2. Februar in Hanau (Hessen) im Rathaus Hanau und am 20. Februar in Berlin im Gebäude des Bundesinnenministeriums.

Die Odyssee eines bessarabischen Pferdewagens

BALDUR HÖLLWARTH

Im Bessarabiendeutschen Museum in Stuttgart befinden sich heute drei Pferdewagen. Zwei davon können aus Platzgründen nicht im Museum ausgestellt werden. Bei einem davon ist sein Werdegang bekannt. Er befindet sich seit 2014 im Magazin. Zur eindeutigen Identifizierung soll hier die Länge der Seitenteile angegeben werden: Sie messen 2,45 Meter. Der Wagenkasten hat eine obere Breite von 70 cm.

Dieser Wagen gehörte Robert Föhl, geboren am 24. Jan. 1911 in Gnadental, gestorben am 23. Jan. 1990 in der Prignitz, Land Brandenburg. Der Wagen stammte aus der bekannten Teplitzer Produktion, deren Erzeugnisse sich großer Beliebtheit in Bessarabien und auch weit darüber hinaus erfreuten.

Bei der Umsiedlung im Oktober 1940 fuhr Robert Föhl mit seinem Wagen bis Galatz, wo die Weiterfahrt von Menschen und Handgepäck per Schiff erfolgte. In Galatz wurden Pferde und Wagen dem rumänischen Militär gegen Quittung abgegeben. Den Bessarabiendeutschen wurde versprochen, dass sie ihre Wagen samt Beladung im Ansiedlungsgebiet wieder zugestellt bekämen.

Nach einem Aufenthalt von einem Jahr im Umsiedlungslager erhielt die Familie Föhl ein besonders großes Landstück in Kuschwitz im Warthegau zugewiesen. Ganz überraschend bekam die Familie Föhl eines Tages ihren Wagen im Warthegau wieder zugestellt. Möglicherweise sollte damit ein Präzedenzfall geschaffen werden: „Seht her, wir halten unsere Versprechen“. Vielleicht hat auch das eiserne Namensschild am Wagen die Übergabe möglich gemacht. Dieses Schild existiert heute noch bei der Familie Föhl in Zernitz. Es ist aber einer der seltenen Fälle,

dass die Eigentümer ihre Wagen wiedererhielten, denn außer den beiden anderen Wagen im Museum und dem Wagen im Freilichtmuseum am Kiekeberg in Hamburg (Projekt Königsberger Straße, siehe MB Heft 8, August 2018), ist kein weiterer Fall in dieser Art bekannt. Frau Föhl konnte sich sogar noch an Teile der Wagenladung erinnern: Pferdegeschirr, Plachten Bodenplachten, Bettzeug.

Der Wagen wurde in der Landwirtschaft genutzt, bis im Winter 1945 die Flucht über die Oder bevorstand. Der Vater von Robert Föhl entschied, dass man mit eben diesem Wagen die Flucht antreten wolle. Aus Weidenruten und Teppichen wurde ein Schutz vor Kälte und Schneesturm geschaffen. Die Flucht gelang. So kam der Wagen bis in die neue Heimat auf deutschem Boden, in das Dorf Zernitz bei Kyritz (damals Kreis Ost-Prignitz). In den

ersten Jahren nach dem Krieg konnte der Wagen in der Feldarbeit noch gute Dienste leisten. Robert Föhl, inzwischen aus dem Krieg zurückgekehrt, ging wie eh und je seiner landwirtschaftlichen Tätigkeit nach. Sein Garten war fast schon eine kleine Obstplantage, und nirgendwo stand der Mais höher als hinter seinem Haus. Bei Fragen schmunzelte Föhl nur und meinte, man solle hier ruhig sehen, dass die Bessaraber auch etwas von der Landwirtschaft verstanden haben.

Leider verstarb Herr Föhl im Januar des ereignisreichen Jahres 1990. Sein Wunsch war es, dass die Wagenteile ins Bessarabische Museum nach Stuttgart gebracht werden sollten. Der Wagen lagerte auseinander gebaut und in Stroh verpackt in einer Scheune. Soweit bekannt, haben Walter Krug und sein Sohn einige Zeit nach der Wende diese Teile bei Frau Föhl abgeholt



Im Heimatmuseum steht einer der drei Pferdewagen, die den weiten Weg von Bessarabien bis Deutschland geschafft haben.

und mit einem Lieferwagen nach Stuttgart, genauer wohl nach Wendlingen gebracht.

Hier soll auch erwähnt werden, dass die Umsiedlungskommission auch einige von den Pferden der Umsiedler als Zuchtmaterial mit nach Deutschland genommen hat. Die Zuchtrichtung dieser Tiere wurde „Kolonistenschlag“ genannt. Johannes Dölker schreibt, dass ein Herr Fr. Reinke aus Tarutino seine Pferde wiedersehen konnte und diese ihn auch wiedererkennen. Auch von Johannes Schlauch wird berichtet, dass ein Nachkomme seines Pferdes „Piron I“ bei den Trümmerbeseitigungsarbeiten in Stuttgart nach dem Kriege gute Dienste geleistet habe.

Von dem bessarabischen Wagen wird von Woldemar Roth berichtet, dass dieser im Jahr 1992 oder 1993 von Wendlingen weiter nach Kirchheim/Teck-Ötlingen zum Gartengestalter Wilhelm Krug gebracht wurde. Zusätzlich wurde noch ein Einzel-Rad mitgeliefert. Christian Fiess, der damalige Leiter des Bessarabischen Museums, fragte bei den Brüdern Roth an, ob diese die Restaurierung übernehmen könnten. Daraufhin wurden die Wagenteile nach Kirchberg/Jagst überführt. Die Holzteile des Wagens hatten nach der langen Zeit doch sehr gelitten. Trotzdem gab Christian Fiess die Restaurierung in Auftrag. Die Gesamtlänge des Wagens sollte auf 3,6 m festgelegt werden. Aufsatzbret-

ter für den Transport von Kürbissen oder für Getreide sollten aufgebaut werden. Für den Getreidetransport (Garben) sollte der Wagentrog entfernt und durch Leitern ersetzt werden können. Gefertigt wurde dann ein Trogwagen.

Zunächst musste alles auseinandergelöst und die Eisenteile entrostet werden. Neue Schrauben wurden entweder von den „Restaurateuren“ oder vom Schmied angefertigt. Teilweise mussten diese Vierkantschrauben vom massiven Material abgeflexelt werden. Sie erhielten entgegen dem ursprünglichen Zustand ein metrisches Gewinde. Beide Schemel über der Achse mussten neu erstellt werden. Nur die Achsen konnten noch verwendet werden.

Das Randblech für den Trogwagen musste von einem 4 cm breiten Streifen auf 2,5 cm abgesägt werden. Der Wagentrog musste ganz neu angefertigt werden, da die vorhandenen Teile nicht mehr verwendet werden konnten. Auch einige Radspeichen mussten erneuert werden.

Die Restaurierungsarbeiten wurden von den drei Brüdern Roth, Leonhard, Emil und Woldemar ausgeführt. Die Umbauzeiten nahmen etwa ein halbes Jahr in Anspruch, wobei aber zwischen den einzelnen Abschnitten auch Lücken waren. Nach der Fertigstellung wurde der Wagen nach Vaihingen/Enz-Nord gebracht.

Unglücklicherweise wurden dort bei einem Einbruch die losen Teile gestohlen. Zum Glück konnte der Nachweis, dass es sich um einen bessarabischen Wagen handelte, leicht erbracht werden, da man zeigen konnte, dass die Holzfelge des Rades aus einem Stück bestand.

Von Vaihingen/Enz-Nord wurde der Wagen zunächst nach Mühlacker in die Lindachstrasse (Wohnsitz von Christian Fiess) transportiert und später von dort in den Garagen in Stuttgart in der Florianstraße 17 eingelagert. Wegen Umbauten musste er von dort in die „Weinstube“ gegenüber dem Bessarabischen Museum verlegt werden, wo er noch heute abgestellt ist.

Die Daten über den Pferdewagen aus Bessarabien stammen für die Zeit von der Umsiedlung bis zu seiner Überführung nach Kirchheim/Teck-Ötlingen von Albert Höllwarth. Er erhielt seine Informationen seinerseits von den ursprünglichen Besitzern des Wagens, Frau und Herrn Föhl aus Gnadental.

Ergänzende Angaben wurden vom Autor beigesteuert. Die Geschichte des Restaurierens steuerte Woldemar Roth bei, der diese mit seinen Brüdern ausführte. Die Aufgabe des Autors war es daher, diese beiden Teile zu einem Gesamtvorgang zusammenzufassen.

Die 20.000 von Dresden und die Bedeutung von Traditionen

ARNULF BAUMANN

Die 20.000 von Dresden

Am 4. Advent war im Mitteldeutschen Rundfunk (MDR) die Übertragung eines Abendgottesdienstes zu sehen, der 20.000 Menschen angezogen hatte und trotz regnerischem Wetter außerhalb der Frauenkirche in Dresden stattfand. Ein „normaler“ adventlicher Gottesdienst im Freien, der von Jahr zu Jahr mehr Menschen anzieht. Er wurde begleitet von renommierten Chören und Bläsergruppen der Stadt; es predigte der sächsische Landesbischof Rentzing über die Wichtigkeit des Friedens, ein Fürbittengebet wurde vorgetragen und der Gottesdienst wurde mit dem Segen des Bischofs abgeschlossen. Am gleichen Tag wurde gemeldet, dass im Fußballstadion von Magdeburg 25.000 Menschen zusammengekommen waren, um miteinander weihnachtliche Lieder zu singen.

Magdeburg? Dresden? Man hat sich doch daran gewöhnen müssen, dass aus solchen Städten eher Hassparolen zu hören sind als die Ermutigung zum Frieden und

christlicher Gottesdienst!? Das ist wohl so. Aber ganz in der Stille ist eine Tradition entstanden und gewachsen, die in ganz andere Richtung weist. Wenn ich mich recht entsinne, versammelte sich ursprünglich nur eine kleine Schar von Menschen vor dem Haufen von Trümmern, die von der einstigen Frauenkirche am Ende des Zweiten Weltkriegs übriggeblieben waren. Als diese Kirche dann wieder aus den Trümmern erstand, nahm die Zahl der Versammelten zu, und inzwischen ist sie auf 20.000 angewachsen. Das ist zwar immer noch nicht die Mehrheit der Dresdener, und es werden auch nicht alle überzeugte Christen gewesen sein, die sich diesmal dort versammelt hatten. Aber wer wäre vorher auf die Idee gekommen, dass es doch so viele geworden sind?

Offenbar hat dieser ganz schlichte Gottesdienst etwas angestoßen in den Menschen dort, dass sie sich auch bei schlechtem Wetter auf den Weg gemacht haben, um diese ganz besondere Veranstaltung an diesem ganz besonderen Ort nicht zu versäumen. Und dass es von Jahr zu Jahr

mehr Menschen werden, die dabei sein möchten, ist ein Zeichen dafür, dass die Botschaft vom Frieden auf Erden auch heute durchaus eine Chance hat, Menschen für sich zu gewinnen. Es muss nur alles zusammenstimmen: der besondere Ort, die besondere Zeit, die besondere Musik, das Erleben der Gemeinschaft unter eigentlich fremden Menschen und vieles andere mehr. So entstehen Traditionen, so wachsen sie.

Tradition wird heutzutage meist als etwas grundsätzlich Überholtes angesehen, das man hinter sich lassen muss, um fit für die Zukunft zu sein. Laufend werden in unserem Land Traditionen abgebrochen und aufgegeben, die lange Zeit Bestand gehabt haben. Das muss auch so sein, ist immer so gewesen. Es ist aber ein Trugschluss, zu meinen, dass Traditionen nur dazu da sind, beendet zu werden. Denn unversehens entstehen dauernd neue Traditionen, und das ist gut so. Denn Traditionen helfen dazu, dass man nicht jedes Mal das Rad neu erfinden muss, um einer bestimmten Situation begegnen zu kön-

nen. Traditionen können auch helfen, mit besonderen Situationen fertig zu werden, für die man noch kein Muster hat. Gewiss kann man dabei des Guten zu viel tun, sodass überhaupt kein Spielraum bleibt für eigene Gedanken. Dann folgt unweigerlich eine Zeit, die sich auf den Abbau von Traditionen konzentriert und neue Wege zu bahnen sucht. Aber wenn man gar keine Regeln mehr kennt, wird das Leben anstrengend.

Es kommt also auf einen Ausgleich zwischen Traditionen an, die sich als nicht mehr hilfreich erweisen und daher aufzugeben sind, und solchen, die neu gefunden werden und sich in der neuen Situation als richtig und stimmig erweisen, wie etwa der Gottesdienst an der Frauenkirche in Dresden.

„Kein schöner Land“ in Bad Sachsa

Auch im Bereich des Bessarabiendeutschen Vereins gibt es Beispiele für gelungene Traditionsbildung. Seit 25 Jahren gibt es inzwischen die Herbsttagungen in Bad Sachsa; das ist schon für sich gesehen ein Beispiel dafür, wie sich aus kleinen Anfängen heraus eine Tradition bildet, die Jahr für Jahr eine stattliche Anzahl von Menschen anzieht. Ich meine aber besonders die Art, wie die Abende bei den Bad Sachsa-Tagungen gestaltet werden. Da stellte sich das Problem, dass einige aus den verschiedensten Gründen sich schon früh zurückziehen wollen, andere aber die Chance, einmal ausgiebig miteinander sprechen zu können, auch wirklich nutzen möchten. Daraus ergab sich die Entschei-

dung, zwischen einem offiziellen Teil, an dem alle teilnehmen, und einem inoffiziellen Teil, an dem sich nur die beteiligten, die sich miteinander unterhalten, gemeinsam singen und fröhlich sein wollen. Und wie markiert man den Übergang? Schon früh kamen wir darauf, das in Bessarabien beliebte Volkslied „Kein schöner Land in dieser Zeit“ zum Abschluss des offiziellen Teils zu singen und sich dabei an den Händen zu fassen. Dann kam hinzu, dass nach dem Lied ein Gebet folgt, das die Erlebnisse des Tages aufgreift und mit dem gemeinsamen Vaterunser endet, auf das der Segen folgt. Schon oft haben mir Teilnehmer berichtet, wie sehr sie dieser Tagesabschluss beeindruckt hat. Da kann man Gemeinschaft erleben, Zusammengehörigkeit, Verbundenheit, die unter die Haut geht. Und die Ausrichtung unseres Lebens auf Gott gehört einfach dazu. Für nicht wenige ist dieser Tagesabschluss ein ganz wesentlicher Teil des Erlebnisses „Bad Sachsa“.

Eine andere Tradition ist erst vor wenigen Jahren entstanden, der Reisesegen. Angesichts der offenkundigen Tatsache, dass niemand sich heute auf den Weg machen kann, ohne mit einem Unfall rechnen zu müssen, wird ganz am Ende der Tagung ein Reisesegen aus Irland gebetet - in Irland ist diese Gebetsform besonders reich entwickelt worden. Inzwischen hat sich dieser Reisesegen auch auf andere Veranstaltungen übertragen. Erst im letzten Jahr hat mir ein Teilnehmer berichtet, es ginge ihm jedes Mal „durch und durch“, wenn er den Reisesegen höre.

Die Bedeutung von Traditionen

Ständig verschwinden Traditionen, die sich als überlebt erwiesen haben, aus unserem Zusammenleben. Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Denn ständig werden neue Traditionen entwickelt, die sich als stimmig erweisen und die man gern wieder erleben möchte. Ganz ohne Traditionen können wir nicht leben, weil sie gute Erlebnisse wiederholbar machen und unserem Leben Konturen geben, in denen wir uns geborgen fühlen können.

Das gilt nicht nur für herausgehobene Tage und größere Versammlungen, es gilt auch im privaten Bereich. Auch da können Traditionen helfen, das Leben zu gestalten und auf Kurs zu halten. Früher einmal gehörten gemeinsamer Kirchengang, gemeinsame Andacht, gemeinsames Tischgebet und vieles andere mehr zur Gestaltung des Alltagslebens – das ist inzwischen in vielen Familien in Abgang gekommen. Aber muss es immer ein bestimmtes Gebet sein, das Tag für Tag wiederholt wird und dadurch ausgeleiert wirkt? Es gibt viele neue Tischgebete und Tischgesänge, die in die heutige Zeit passen. Halten Sie doch Ausschau nach Erlebnissen, die Sie selbst als gut und stimmig erlebt haben und die Sie in Ihr Leben übertragen und so weiterführen können.

Traditionen sterben ab, die nicht mehr stimmig sind, aber es entstehen auch ständig neue Traditionen, die einfach passen und unserem Leben Halt und Richtung geben. Das ist die Botschaft der Zwanzigtausend von Dresden.

Andacht beim Bessarabertreffen am 15.9.2018 in Neu Wulmstorf

PASTOR FLORIAN SCHNEIDER,
Lutherkirchengemeinde Neu Wulmstorf

Integration

Liebe Gemeinde!

In der Bibel gibt es Geschichten und Berichte, es gibt auch Briefe, die uns erhalten sind als Teil der Bibel oder eines biblischen Buches.

Heute habe ich Ihnen einen Brief mitgebracht. Er wurde vor 2600 Jahren geschrieben und doch ist es, als wäre er genau für Sie, liebe Bessaraber geschrieben.

Der Briefschreiber ist der Prophet Jeremia. Und er schreibt an die Israeliten, die aus Jerusalem und ihrem Land umgesiedelt und vertrieben wurden nach Babylon. Umgesiedelt und vertrieben – wie es auch

im 20. Jahrhundert das Schicksal vieler, vieler Menschen war. Er schreibt (Jer 29,1-7):

Dies sind die Worte des Briefes, den der Prophet Jeremia von Jerusalem sandte an den Rest der Ältesten, die weggeführt waren, an die Priester und Propheten und an das ganze Volk, das Nebukadnezar von Jerusalem nach Babel weggeführt hatte – nachdem der König Jechonja und die Königinmutter mit den Kämmerern und Oberen in Juda und Jerusalem samt den Zimmerleuten und Schmieden aus Jerusalem weggeführt waren –, durch Elasa, den Sohn Schafans, und Gemarja, den Sohn Hilkijas, die Zedekia, der König von Juda, nach Babel sandte zu Nebukadnezar, dem König von Babel:

„So spricht der HERR Zebaoth, der Gott Israels, zu allen Weggeführten, die ich von Jerusalem nach Babel habe wegführen

lassen: Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte; nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen und gebt eure Töchter Männern, dass sie Söhne und Töchter gebären; mehrt euch dort, dass ihr nicht weniger werdet. Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum HERRN; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's euch auch wohl.“

Werdet heimisch in der Fremde!

So lautet die Kurzformel jenes Briefes. Die ihre Heimat verloren haben, die sollen dort, wo es sie hin verschlagen hat, sich häuslich einrichten: mit Frauen und Gärten, mit Häusern und Kindern.

Werdet heimisch in der Fremde! Ja, dieser Brief könnte auch vor 70 Jahren an die Bessaraber geschrieben worden sein.

Integriert Euch, so sagt neudeutsch. Genauso aber haben die Bessaraber es gemacht. *Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte; nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter; nehmt für eure Söhne Frauen und gebt eure Töchter Männern:* So haben Sie es gemacht.

Und ich ziehe den Hut vor dieser Integrationsleistung:

Ein doppelter Heimatverlust war zu verkraften. Erst ging's „heim ins Reich“. Dann kam die Flucht vor der Roten Armee. Eine Rückkehrsehnsucht habe ich des Öfteren bei Bessarabern gespürt. Aber genauso habe ich ein Wissen darum gespürt, dass eine Rückkehr nach Bessarabien gänzlich unwahrscheinlich ist. Es gab also keine Alternative zur Integration.

Den Bessarabiendeutschen wurde eine enorme Integrationsleistung abverlangt:

Die Bessaraber waren in der alten Heimat Bauern. In der Landwirtschaft kannten sie sich aus. In Deutschland als besitzlose Flüchtlinge angekommen, gelang nur den wenigsten der Neustart als selbständige Landwirte. Die meisten Bessarabiendeutschen wandten sich beruflich nach 1945 von der Landwirtschaft ab und wurden zu Industriearbeitern. Da sie ihr Eigentum 1940 in Bessarabien zurückgelassen hatten und in der Zeit des Dritten Reichs keine Entschädigung erhalten hatten, nahmen die in der BRD lebenden ab 1952 am Lastenausgleich teil. Das bot einen teilweise finanziellen Ersatz. Die Integration der Bessarabiendeutschen in die deutsche Gesellschaft ging schnell vonstatten und war in den ersten Nachkriegsjahren abgeschlossen. Sie alle haben Häuser gebaut, Gärten angelegt, neue Heimat gefunden. Was Jeremia vor 2600 Jahren in seinem Brief den Geflüchteten empfahl, das haben Sie umgesetzt.

Davor ziehe ich meinen Hut, will aber nicht alles zu rosarot malen.

Zwei kleine Einschränkungen zur Frage der Integration:

Manchen oder vielen Bessarabern waren die Gärten um ihre Häuser zu klein. Im Bestreben, weiterhin die Landwirtschaft ausüben zu können, kamen in den 1950er Jahren innerhalb der Bessarabiendeutschen in Westdeutschland Auswanderungspläne auf. Man wollte in großer Anzahl gemeinsam nach Paraguay auswandern. Die Pläne konnten aus finanziellen Gründen nicht realisiert werden.

Und die zweite Infragestellung: *Ich weiß, dass sich die Alteingesessenen nicht immer ganz leicht taten mit den Bessarabern.*

„Die kochen so komisch!“, so ein Vorurteil, denn Paprika und anderes kannte der gemeine Westdeutsche bis dahin nicht. „Die gehen dauernd in die Kirche“, so ein

Urteil im Geiste norddeutschen Heidentums, dem die hohe Kirchlichkeit der Bessaraber suspekt war.

Und noch ein Beispiel: Die Ostpreußen erkennen im Neu Wulmstorfer Ortsbild in vielen Straßen ihre alte Heimat wieder: Marienburger Straße, Gumbinner Str. usw. Eine Tarutinostr. gibt es in Neu Wulmstorf nicht. So sehr die Bessaraber in ihrer neuen Heimat angekommen waren. *Ebenso ist zu konstatieren, dass die Bessaraber auch als Fremde wahrgenommen wurden.*

Aber das werden Sie alle viel besser wissen als ich.

Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte; nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen und gebt eure Töchter Männern: langfristig war das dennoch ein Erfolgsmodell und führte zur Integration.

Ich blicke auf Neu Wulmstorf: Hier war ein norddeutscher Siedlungsschwerpunkt der Bessaraber.

Neu Wulmstorfer Altbürger und die sich ansiedelnden Bessaraber fanden zueinander.

Sicher hat es auch Schwierigkeiten und Missverständnisse gegeben. Aber: Sie wohnten zusammen, die Häuser der Bessaraber standen neben den anderen. Und es machte Eindruck, wie fleißig und mit welchem Maß an Nachbarschaftshilfe die Bessaraber bauten.

Altbürger und Bessaraber wuchsen zusammen. Die Kinder heirateten einander, die Familien kamen zueinander. Und: Sie feierten zusammen.

In Neu Wulmstorf bauten sie sogar eine Kirche zusammen. Und im Kirchenvorstand arbeiteten sie bald zusammen. Übrigens

auch im Rat der politischen Gemeinde. Eine Erfolgsgeschichte, die zum Abfeiern war und ist: die Bessaraber wurden heimisch und sie integrierten sich.

Ab den 50er Jahren saßen dann Alteingesessene Neu Wulmstorfer und die ehemaligen Bessaraber zusammen in der Lutherkirche.

Ich unterstelle: *irgendwann wird auch über Jeremias Brief gepredigt worden sein.*

Ich wette, die Predigt durch Pastor Woltermann über jenen Brief wird die Gemeinde sehr auf sich bezogen haben. Was dort empfohlen wird, das haben die Bessaraber gemacht: Heimat gefunden, sich integriert.

Und alle zusammen haben den Glauben neu entdeckt, den Glauben an Gott, der alle Menschen liebt, die, die unter Strudel ein bessarabisches Nudelgericht verstehen, und die, die bei Strudel eher an norddeutschen Apfelstrudel denken. Alle Menschen. Gott macht in seiner Liebe keinen Unterschied zwischen dem Daheimgebliebenen und dem Heimkehrer, dem Bessarabien-Deutschen und dem Deutschland-Deutschen.

Heutzutage ist Integration wieder ein großes Thema, ein umkämpftes Thema, wie die Ereignisse in Chemnitz anzeigen.

Viele Menschen sind als Flüchtlinge in unser Land gekommen. Vom Weg und Schicksal der Bessaraber lerne ich und ziehe Mut daraus:

Wir müssen keine Angst vor anderen haben.

Aus Fremden können Freunde werden.

Und daraus wird erst echter Friede.

Amen.

Kirchliche Nachrichten

ARNULF BAUMANN

Ende des lutherischen Kirchenstreits in der Ukraine?

Schon mehrfach wurde über die Auseinandersetzungen innerhalb der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Ukraine (DELKU) berichtet, in deren Verlauf von 31 Gemeinden mit 2000 Mitgliedern und 21 Pastoren und Diakonen auf 14 Gemeinden mit 200 Mitgliedern und 5 Pastoren und Diakonen schrumpfte. idea Spektrum vom 24. Oktober 2018 meldete, dass die Synode der Kirche dem umstrittenen Bischof Sergej Maschewski mit Zweidrittelmehrheit das Misstrauen ausgesprochen hat, was einer Amtsenthebung gleichkommt. Pastor Paul Schwartz/Charkiv wurde für ein

Jahr zum bischöflichen Visitator bestellt. Der Synodalbeschluss wurde inzwischen von den staatlichen Behörden anerkannt. Der deutsche Botschafter in der Ukraine, Ernst Reichel/Kiew, begrüßte die Entscheidung.

Mit ihrer Entscheidung hat die Synode den Weg frei gemacht für eine Neuordnung dieser sehr klein gewordenen Kirche. Innerhalb eines Jahres soll ein neuer Bischof gewählt werden. Über viele Jahre hinweg wurden die Bischöfe immer von der Ev.-Luth. Kirche in Bayern bestellt und finanziert. Das und die finanzielle Förderung durch die bayerische Kirche, die auch dem Wiederaufbau der St.Pauls-Kirche in Odessa und des dortigen Deutschen Zentrums zugutekamen, wurden Ende Oktober 2015 eingestellt, nachdem keine Abrechnungen mehr eingegangen

waren. Wie sich die neue Situation auf die DELKU auswirken wird, bleibt abzuwarten.

Neustart bei ukrainischen Lutheranern?

Das Nachrichtenmagazin *idea* Spektrum berichtet in seiner Ausgabe vom 12.12.2018, wie es in der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Ukraine (DELKU) nach dem Synodenbeschluss zur Absetzung des bisherigen Bischofs Sergej Maschewski weitergegangen ist: Am 1. Dezember 2018 wurde der für ein Jahr als Bischöflicher Visitator an dessen Stelle gewählte Pastor Paul Schwarz/Charkiw in das neue Amt eingeführt. In einem Schreiben von fünf Pastoren der Kirche - darunter auch Schwarz - an den früheren Bischof und vier weitere Pastoren hatten sich die Verfasser dafür ausgesprochen, dass die Gräben überwunden werden sollten, die in den vergangenen Jahren durch eine Vielzahl von Prozessen und Willkürakten des Bischofs Maschewski aufgerissen worden seien wodurch die DELKU schweren Schaden erlitten und die Zahl ihrer Gemeinden von 31 auf 14 schrumpfte. Ein „Prozess der Versöhnung“ sei notwendig, der mit Hilfe des Lutherischen Weltbundes und der Partnerkirchen vorangebracht werden solle.

Der abgesetzte Bischof hat die neue Entwicklung nicht akzeptiert, sondern das Schreiben der fünf Pastoren als „Gefasel von Geistesgestörten für schwachsinnige Leser“ bezeichnet; er weigere sich, die Amtsgeschäfte an den neuen bischöflichen Visitator zu übergeben und sehe sich weiter in der Verfügungsgewalt über das größte Immobilieneigentum der Kirche, der St. Paul-Kirche in Odessa. Der DELKU stehen also noch schwierige Zeiten bevor, bis ein wirklicher Neuanfang geschehen kann.

Autokephalie der Ukrainischen Orthodoxen Kirche des Moskauer Patriarchats

Die in Zürich erscheinende Zeitschrift „Religion und Gesellschaft in Ost und West“ widmet ihr Oktoberheft 2018 den verschiedenen Einstellungen gegenüber den ökumenischen Bestrebungen innerhalb der orthodoxen Christenheit vor allem im russischen Sprachraum und in Griechenland. Dabei wird deutlich, dass es in der Orthodoxie erhebliche Widerstände gegenüber der seit Beginn des 20. Jahrhunderts entstandenen ökumenischen Bewegung zur Wiederherstellung der Einheit der Kirchen gibt, wie sie vor allem durch den Ökumenischen Rat der Kirchen mit Sitz in Genf repräsentiert wird. Solche Widerstände finden sich vor

allem in der Russischen Orthodoxen Kirche (ROK), die sich bisher über die Russische Föderation, die Republik Moldau und die Ukraine erstreckt. Die Vorwürfe der Anti-Ökumeniker, die unter anderem einen Schwerpunkt in der Republik Moldau haben, richten sich gegen die „westliche“ Lebensart im Blick auf Sexualmoral und Umgang mit Homosexuellen, reichen aber bis hin zur Ablehnung des „westlichen“ Gregorianischen Kalenders. Die Widerstände waren so stark, dass die ROK - die zahlenmäßig stärkste Kirche der Orthodoxie - in letzter Minute ihre Teilnahme an dem allgemeinen Orthodoxen Konzil auf Kreta im Jahre 2016 absagte, was dessen Wirkung erheblich beeinträchtigte.

Eine besondere Situation besteht in der Ukraine, wo die mit Abstand größte orthodoxe Kirche bisher dem Moskauer Patriarchat unterstand. Seit dem kriegerischen Konflikt zwischen Russland und der Ukraine über die Krim und die Ost-Ukraine wird dies angesichts der engen Kontakte zwischen ROK und Moskauer Regierung in zunehmendem Maße als ausländische Einmischung empfunden. Die ROK hat darauf in der Weise reagiert, dass sie sich weitgehend aus dem politischen Konflikt herausgehalten und ihrem Metropoliten in Kiew einen größeren Entscheidungsspielraum eingeräumt hat. Trotzdem ist eine ganze Reihe von Gemeinden und Priestern aus der ROK ausgeschieden und zu anderen orthodoxen Kirchen der Ukraine übergegangen. Von staatlicher ukrainischer Seite wurde immer dringender gefordert, den ukrainischen Teil der ROK von seiner Abhängigkeit von Moskau zu befreien und für „autokephal“ (selbständig) zu erklären, nach dem alten orthodoxen Grundsatz, dass in einem Staat nur eine Kirche bestehen soll (während es in der Ukraine drei orthodoxe Kirchen gibt).

Für die Gewährung der Autokephalie ist der Ökumenische Patriarch Bartholomaios in Konstantinopel/Istanbul zuständig, der zwar in der Türkei nur wenige Tausende Gläubige hat, aber als Ehrenvorsitzender aller Orthodoxen gilt. Als er im September zwei seiner Bischöfe in die Ukraine entsandte, um die Möglichkeiten einer Verselbständigung der ukrainischen Kirche des Moskauer Patriarchats zu prüfen, löste das scharfe Reaktionen der ROK aus. Es wurden Maßnahmen verlautbart, die im diplomatischen Bereich dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen gleichkämen.

Nun hat das höchste Gremium des Ökumenischen Patriarchats Mitte Oktober beschlossen, der ukrainischen Metropolie der ROK die Autokephalie zuzuerkennen. Damit würde eines der größten Kirchengebiete der ROK aus ihr ausscheiden.

Dass die ROK diesen Verlust nicht ohne Weiteres akzeptieren wird, ist verständlich, zumal man sich in Moskau immer noch schwer tut, die Ukraine - die als Ursprungsgebiet der ROK gilt -, als Ausland zu verstehen.

Man kann auf die Reaktionen aus Moskau gespannt sein. Ob durch die Verselbständigung ein Weg zur Vereinigung der orthodoxen Kirchen der Ukraine eröffnet wird, ist noch ungewiss. Den orthodoxen Kirchen in der Ukraine stehen also unruhige Zeiten bevor.

Der Riss zwischen den Orthodoxen Kirchen der Ukraine und der Russischen Orthodoxen Kirche wird größer

Nachdem der Ehrenvorsitzende der Orthodoxen Kirchen der Welt, Patriarch Bartholomaios von Konstantinopel, im Oktober zwei Abgesandte nach Kiew gesandt hatte, um zu prüfen, ob den dortigen orthodoxen Kirchen die Selbstständigkeit („Autokephalie“) zuerkannt werden könnte, ging es für orthodoxe Verhältnisse Schlag auf Schlag: Die oberste Behörde des Ökumenischen Patriarchen, die Heilige Synode, beschloss in ihrer Sitzung vom 11. Oktober 2018, die Oberhäupter der Ukrainischen Orthodoxen Kirche/Kiewer Patriarchat, Patriarch Filaret (Denisenko), und der kleinen Ukrainischen Autokephalen Orthodoxen Kirche, Metropolit Makarij (Maletitsch), als rechtläubige Orthodoxe anzuerkennen. Nach einem Bericht im Novemberheft der Zürcher Zeitschrift Religion und Gesellschaft in Ost und West (RGOW). Die größte in der Ukraine vertretene Kirche, die Russische Orthodoxe Kirche/Moskauer Patriarchat, brach daraufhin bereits am 15. 10. die Beziehungen zum Ökumenischen Patriarchat vorläufig - und bald darauf definitiv - ab. Das bedeutet, dass russische orthodoxe Priester nicht mehr mit ukrainischen orthodoxen Priestern gemeinsam Gottesdienst feiern und russische Orthodoxe nicht mehr an Gottesdiensten der ukrainischen Orthodoxie teilnehmen dürfen. (Im staatlichen Bereich würde dies dem „Abbruch diplomatischer Beziehungen“, dem letzten Schritt vor einer Kriegserklärung, gleichkommen.)

Am 8. Januar 2019 meldeten die hiesigen Medien, etwa die „Hannoversche Allgemeine Zeitung“, dass in einem feierlichen Gottesdienst in der Sophienkathedrale von Kiew eine neue Orthodoxe Kirche der Ukraine proklamiert und deren Oberhaupt, Metropolit Epiphanius, in sein Amt eingeführt worden sei. Offenbar handelt es sich dabei um den Zusammenschluss der beiden genannten Kirchen, während die größte orthodoxe Kirche der Ukraine, die des Moskauer Patriarchats, nicht erwähnt wird. Doch gibt es auch aus

dieser Kirche Stimmen, die die Anerkennung durch den Ökumenischen Patriarchen begrüßen. Es wird wohl noch eine Weile dauern, bis endgültig geklärt ist, welchen Weg die zum Moskauer Patriarchat gehörenden orthodoxen Kirchen gehen werden.

Auf jeden Fall ist aber Bewegung in die lange Zeit völlig verfahrenene Situation in der Ukraine gekommen, aus der es keinen Ausweg zu geben schien. Nun scheinen wenigstens zwei der vorhandenen Kirchen sich zusammengeschlossen zu haben. Was weiter wird, kann sich erst nach und nach zeigen. Hintergrund der neuen Bestrebungen ist offenbar, dass es angesichts des fortdauernden Konflikts in der Ostukraine als immer schwieriger empfunden wurde, dass die meisten Orthodoxen der Ukraine dem Moskauer Patriarchat unterstehen, das eng mit der russischen Regierung verbunden ist, zumal im März Parlamentswahlen anstehen, bei denen Präsident Poroschenko um seine Wiederwahl kämpfen muss.

Allerdings ist dadurch ein Riss zwischen der Russischen Orthodoxen Kirche und den orthodoxen Kirchen der Ukraine entstanden, der den politischen Konflikt zusätzlich verschärfen wird und der die Einheit der orthodoxen Kirchen der Welt zusätzlich gefährdet. An dem allgemeinen orthodoxen Konzil, das nach vieljähriger Vorbereitung 2016 auf der Insel Kreta stattfand, hatte sich die Russische Orthodoxe Kirche in letzter Minute nicht beteiligt; der „Haussegen“ unter den orthodoxen Kirchen hängt schon seit längerer Zeit schief.

„Unser ganz persönliches „Bessarabisches Nüssespiel“

INGE KÄLBERER

Mit Interesse las ich im Dezemberheft den Bericht „Weihnachten in der Dobrudscha“ und blieb dabei bei den Spielen der Kinder und Jugendlichen mit ihren Nüssen hängen. Nachdenklich betrachtete ich das Säckchen mit den Walnüssen, das im Wohnzimmer vor mir stand. Liebe sich da was machen, wenn die Jüngsten der Familie zu Besuch kommen? Ich weiß ja nur zu gut, wie schnell es bei der Oma langweilig werden kann. Sofort holte ich den Heimatkalender von 1963 – auf den hingewiesen worden war – aus dem Bücherschrank, um mehr zu erfahren. Danach entschied ich mich für das „Nussenschurgeln“, ein Kegelspiel, das ich etwas ändern würde.

Nun aber der Reihe nach: Als mein lieber Besuch da war, wurden erstmal die Noten und Flöten ausgepackt und das Klavier aufgeklappt. Lange wurde musiziert und wir sangen viele alte Weihnachtslieder. Nach einem lustigen Ratespiel, bei dem es um die Anzahl der Weihnachtsmänner und der Engel in der Wohnung ging, kündigte ich ein Spiel aus Bessarabien an. Aus dem Nachlass einer Großtante hatte ich neun kleine Holzkegel mitgenommen, je 8 cm groß. Diese stellte ich in kleinen

Abständen auf dem Parkettboden in zwei Reihen auf und markierte den Abstand zum Kegler mit einem Rührlöffel. Jeder bekam drei Nüsse aus dem Sack für drei Versuche hintereinander und machte sich hochkonzentriert ans rugeln. Doch leider rollen Walnüsse nicht unbedingt in die gewünschte Richtung und so gab es nach fünf Durchgängen zum Teil gar keine und nur einmal 9 Treffer. Trotzdem war die Begeisterung bei Jung und Alt groß. Es war ein fröhlicher Nachmittag und man war sich einig: Im nächsten Jahr spielen wir das wieder! Wer weiß, vielleicht dann noch mal abgeändert?

P.S. Es lohnt sich wirklich, die Geschichte über die Nuss von Rudolf Weiß zu lesen. Heimatkalender 1963, Seite 84.



Weihnachtliches Nüsse-Kegeln bei Familie Kälberer

Sauerkraut und Salzgurka

EMIL TIMM

Liebe Landsleute, wer macht sich noch die Mühe und Arbeit und schneidet Kraut selbst ein. Es ist mit viel Arbeit verbunden. Wenn meine Frau und ich Kraut einschneiden, reicht es immer für zwei Jahre. Doch mit unseren teils über achtzig Jahren weiß man nicht, ob es in zwei Jahren noch geht. Es ist



Beim Sauerkraut-Einstampfen

doch gut, wenn man in den Keller gehen kann und Selbstgemachtes holen kann. Während ich schneide, ist meine Frau mit dem Einstampfen und den Zutaten beschäftigt. Wenn es dann sonntags mal Dampf Nudla mit Sauerkraut gibt, ist sogar die Jugend begeistert. Dasselbe gilt auch für Salzgurken, die werden jedes Jahr eingemacht. Schon während dem Einmachen ist der Geruch da, und man könnte schon zugreifen. Als wir vor Jahren in Neu Arzis waren, war auch mein Sohn Frank dabei. Wir kamen in ein Haus, welches früher meinem Onkel Christian Timm gehörte und noch vollständig vorhanden war. Wir gingen auch in den außenliegenden Keller, da sagte mein Sohn, hier riecht es genau wie bei der Oma zuhause. Auch nach dem Einmachen.

Herzlichst
Marlis und Emil Timm



Krautbobel und Storzmesser
Bildnachweis: wikipedia.org

Bilder des Monats Februar 2019

Foto Nr. 1



Wer weiß etwas Genaueres zum Inhalt dieser Fotos? Aus welchem Jahr stammen die Fotos?

Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail-Adresse homepage@bessarabien.de mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an **Florianstr. 17, 70188 Stuttgart** zu informieren.

Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!

*Ihr Heinz Fieß,
Administrator von www.bessarabien.de*

Foto Nr. 2



Rückmeldungen zu den Bildern des Monats Dezember 2018 und Januar 2019 liegen noch nicht vor.

Das Hochzeitsbild unten wurde Herrn Keller (Bildarchiv) von den Schwestern Hulda und Luise Frick aus Groß-Umstadt zugesandt. Leider können die beiden Damen nichts Näheres zu dem Foto sagen, weder wer das Brautpaar ist, noch wann und wo die Hochzeit stattgefunden hat. Auf der Rückseite ist lediglich vermerkt: Verwandtschaft von Friedrich Necker oder Johannes Frick aus Eichendorf.



Mein langer Weg von Deutschland nach Deutschland

Teil 1

SIEGFRIED TRAUTWEIN

Tarutino 1940

Meine Eltern, Robert Trautwein und Anna, geborene Ingber, waren ein Paar der fünften Generation, die in Tarutino, Bessarabien, lebten. Ihre Eltern waren Christian und Rosina (Krause) Trautwein, und Alfred und Lydia (Schulz) Ingber, die nicht weit voneinander wohnten in der Königin Maria Straße in Richtung Krasna. Robert und Anna heirateten am 21. Juli 1940 und ich wurde gezeugt. So kann ich sagen, dass ich ein echter Bessaraber bin. Mein Vater hatte sich in Tarutino ein Fuhrwerk angeschafft und hatte gutes Geld verdient. Es gab immer Sachen und Leute zwischen dem Bahnhof in Beresina und Tarutino zu fahren. Aber das alles fand ein Ende mit der Umsiedlung im September 1940. Sie wurden dann in einem deutschen Lager in Hagenbüchach in Franken untergebracht. Dort erfolgte die Schließung und Einbürgerung. Von dort ging es im Frühjahr 1941 weiter nach Westpreußen, das vor Kriegsbeginn noch Polen war.

Malken, Westpreußen 1941

Als junges Ehepaar bekamen Robert und Anna einen polnischen Bauernhof in Malken, Kreis Straßburg, Westpreußen. Auch hier wurden die Besitzer kurz vorher von ihrem Hof vertrieben. Ich, Siegfried Trautwein, wurde dort am 21. April 1941 geboren. Wie alle jungen Männer jener Zeit, so wurde auch mein Vater in die deutsche Wehrmacht eingezogen. Seine junge, 19 Jahre alte Frau Anna, musste den Hof allein bewirtschaften. Zu ihrer Hilfe wurden ein junger, polnischer Knecht und eine Magd zugeteilt. Papa bekam auch mal Urlaub und konnte dann auf dem Hof mithelfen.

Im März 1944 bekam ich meinen Bruder Ulrich. Doch schon im Herbst 1944 verloren wir beide unsere Mutter. Man holte sie weg, angeblich wegen „Veruntreuung kriegswichtiger Lebensmittel“. Zum Glück nahm uns unsere Großmutter Rosina Trautwein auf. Im Januar 1945 kam der Krieg immer näher, auch wir mussten flüchten. Meines Vaters Mutter hat uns, ihre beiden Töchter, eine Schwiegertochter und weitere drei Enkel durchgebracht, bis nach Schleswig-Holstein. Mein Vater wurde von den Russen in Gefangenschaft genommen, von 1945 bis 1949. Meine Mutter verblieb bis kurz vor Kriegsende in deutscher Gefangenschaft in Rostock. Dann wurden die Gefängnistüren geöffnet. Sie begab sich auf die Suche nach uns Kindern. Wieder in Mal-



Familie Trautwein 1941 in Malken, Westpreußen

ken angekommen, wurde sie nun in Polen inhaftiert. Bis Juni 1947 war sie in einem polnischen Arbeitslager.

Wolfskrug: 1945

Die Flucht der Oma Trautwein und ihrer Familie endete in Wolfskrug, Kreis Eckernförde (Schleswig-Holstein). Durch das Deutsche Rote Kreuz fanden uns hier unsere Eltern. Mama kam 1947 und Papa dann 1949, nun waren wir wieder eine Familie.

In Wolfskrug wurden wir, fünf Kinder und sechs Erwachsene, in zwei Zimmern eines Bauernhauses untergebracht. Wir Kinder sind alle in die Dorfschule gegangen. Ich habe nur wenige, aber schöne Erinnerungen von dieser Zeit.

Louisenlund: 1950

Weil wir jetzt eine Familie waren, bekamen wir unsere eigene Wohnung. Sie war in Louisenlund in einer leeren, englischen Militärbaracke, die wir mit zehn Familien teilten. Die Baracke lag an der Schlei, welche eine lange Bucht von der Ostsee ist. Wir zwei Jungen mussten nun in eine andere Schule wechseln. Oma Trautwein zog mit in unsere Wohnung. Meine Schwester, Irmgard Rosina, wurde hier im Jahr 1950 geboren. Mein fleißiger Papa hatte bald wieder ein Fuhrwerk, ein Fahrrad mit einem Anhänger. Dazu zwei junge Knechte namens Siegfried und Ulrich. Ich habe noch immer die schönsten Erinnerungen an unsere drei Jahre in Louisenlund.

Oma Trautweins Eltern und Geschwister wanderten 1913 aus nach Amerika (Nord Dakota). Sie war die Älteste und blieb zurück. Mit ihrem Mann Christian hatte sie einen Hof in Tarutino, den sie nicht verlassen wollten für eine ungewisse Zukunft. 40 Jahre lang hatte sie Kontakt mit ihren Eltern und Geschwistern in New Leipzig,



Im Jahr 1951 bekam die Familie eine eigene Wohnung in Louisenlund

ND, gehalten, nur durch Briefe und Pakete. Ihre Mutter starb dort im Jahr 1934. Rosina wollte ihren Vater und ihre Geschwister noch einmal sehen und vielleicht auch mit ihnen leben. Als ältere, alleinstehende Frau hatte sie aber nicht die Möglichkeit, nach Amerika auszuwandern. So hat sie Papa gebeten, mit ihr zu gehen. Er sagte zu, denn er war erst 40 Jahre alt und dachte, dass er in Amerika, dem Land wo Milch und Honig fließt, auch neu anfangen könnte. Und so hat er die Familie für die Auswanderung angemeldet. Dabei wurde er von seinem Cousin Arnold Kallis in New Leipzig, ND, unterstützt. Er übernahm auch die Bürgerschaft für die Familie.

Wentdort: 1952

Wir waren in einem Auswanderer Lager untergebracht. Hier wurde die kleine Irmgard krank. Deshalb wurden wir zurück gehalten für etliche Monate. Aber unsere Oma konnte gehen. So war sie im November 1951 in New Leipzig angekommen, im tiefen Schnee! Wir folgten im nächsten Juni, bei herrlichem Sonnenschein!

Kreuzfahrt: Juni 1952

Unsere 6 bis 7 Tage lange Kreuzfahrt ging gut. Ich war der einzige in der Familie, der nicht seekrank wurde. Eine kleine Geschichte: Das Schiff war amerikanisch und so hatten sie auch Neger als Matrosen.

Solche hatten wir Jungens noch nicht gesehen und sprachen darüber miteinander. Natürlich benutzten wir das Wort „Neger“, bis einer sehr ärgerlich auf uns zukam. Nun mussten wir sehr schnell weglaufen, um unser Leben zu retten. Das deutsche Wort „Neger“ hört sich ähnlich an wie „nigger“, das fast ein Schimpfwort in den Staaten ist. Wir haben uns nachdem nicht mehr in der Gegend eines Neger finden lassen.

New York: Juni 1952

Nach einer Woche kamen wir in New York City, New York Staat, USA an. Die Freiheitsstatue grüßte uns an dem herrlichen Sommertag. Wir hatten keine Schwierigkeiten im Aufnahmelaager auf Ellis Island (Insel) und bald waren wir in der größten Stadt der Welt. Dort wurden wir zur „Grand Central Station“ (Bahnhof) gebracht, um die drei Tage Fahrt nach Nord Dakota anzufangen. Papa, wie er war, fand bald Leute die Deutsch und Jiddisch sprechen konnten. Und wir Kinder waren immer an die Fenster „geklebt“, es war ein unglaubliches Abenteuer!

New Leipzig (Nord Dakota): 1952

In New Leipzig angekommen, waren Oma Rosina, Cousin Arnold und etliche Verwandte dort, um uns zu empfangen. Arnold hatte einen großen, neuen „Buick“ PKW und ich stand während der Fahrt hinter ihm. Ich war im „Himmel auf Erden“. Es war mein erstes Mal, in einem PKW zu fahren. Die Fahrt zu „unserer“ Wohnung war viel zu schnell vorbei. Wir wurden auf einem unbewohnten Bauernhof abgesetzt. Für mich war das nun schon das vierte Zuhause, in ein bisschen mehr als zehn Jahren.

Die Verwandten hatten eine Kuh, ein paar Schweine und etliche Hühner für uns besorgt. Aber der „Burjan“ (Unkraut) war so hoch, dass wir Jungens uns drin verstecken konnten. Dort war auch eine große Scheune, die nun unser Spielplatz wurde. Ich kann mich nicht an andere Kinder erinnern, denn die Farmen waren etliche Meilen auseinander. Es war ein sehr schöner Platz für zwei junge, deutsche Buben!

Mott, ND: 1952

Papa war kein Großbauer. Zuerst hatte er bei den Verwandten geholfen, so wie er konnte. Wir Jungens wurden auch manchmal mitgenommen. Ich kann mich noch erinnern, dass ich auf einem Bauernhof war, wo viele Kühe gemolken wurden. Ich war dort für etliche Wochen. Das Ehepaar, wovon beide auch noch deutsch sprachen, hatte jüngere Kinder. Wir spielten mit denen und von ihnen lernten wir unsere ersten englischen Wörter und Sätze. Papa war aber nicht zufrieden, nur für die Verwandten zu arbeiten. Er suchte Arbeit

in der Nachbarstadt Mott. Die fand er als Bauhelfer an etlichen neuen Wirtschaftsgebäuden. Diese Stadt war etwa 10 Meilen (1 Meile ist 1.6 km) entfernt von „unserem“ Bauernhof. Die Verwandten besorgten ein Fahrrad für ihn. Er musste früh am Morgen losfahren, um rechtzeitig am Arbeitsplatz zu sein. Papa war im Himmel auf Erden, er verdiente jetzt mehr Geld, als je zuvor. Er hatte bald ein Haus gefunden, das eine Witwe ihm sehr billig verkauft hat. Wir zogen aus dem Bauernhof und die Oma mit uns. Dort waren etliche Nachbarfamilien ganz in unserer Nähe. Wir drei Kinder hatten bald neue Freunde gefunden, von denen wir gutes Englisch lernten. Bald hatte Papa einen ziemlich alten LKW und lernte ihn zu fahren. Er war ganz stolz auf sein neues Leben! So etwas hätte er sich nicht in Deutschland leisten können, oder auch nur davon träumen können!

Dort hatte er wieder eine Scheune und ein Stück Land, wie auch in Tarutino. In der Scheune waren schnell Hühner, ein Schwein, eine Kuh (Yula) und Kaninchen. Das Land hat er mit einem Spaten „gepflügt“ und mit Yula geeggt und Weizen ausgestreut, wie er auch in Tarutino getan hatte. Papa wusste sich immer zu helfen! Jeden Sonntag gingen wir zur Kirche. Zuerst in eine Lutherische Gemeinde, aber bald in eine Konvertierte Kirche, weil ein Herr von der Gemeinde sich mit meinem Vater angefreundet hatte. Oma und die Eltern hatten bald etliche noch Deutsch sprechende Freunde, die sie oft am Sonntagmittag besuchten.

Schnell war der Sommer vorbei und wir Jungens mussten in die Schule. Wir beide wurden in die erste Klasse gesetzt. Nach sechs Wochen kamen wir in die zweite Klasse und wieder sechs Wochen später in die dritte, wo Ulrich blieb für das restliche Schuljahr. Ich wurde noch zwei Male versetzt bis in die fünfte Klasse. Wurde dann aber am Ende des Schuljahres zurück gehalten, weil mein Englisch noch nicht gut genug war. Aber wir haben später immer gute Noten bekommen.

Noch eine Geschichte aus unserer Schulzeit: Einmal fanden wir auf dem Schulweg lose Zigaretten. Wir nahmen sie und versteckten sie, wo wir sie am Rückweg wiederfinden würden, um diese wunderbaren Schätze mit nach Hause zu nehmen. Solche schönen Sachen konnte man doch nicht wegschmeißen und wir rauchten sie bis auf die Letzte. Für mich war aber eine schon genug. Und ich habe niemals mehr geraucht.

Farm (Bauernhof): 1955

Papa hatte die Gelegenheit, einen kleinen Bauernhof sehr günstig zu kaufen. Der Bauer hatte seinen Alkohol sehr gern und verkaufte ein Stück Land nach dem ande-

ren bis nur 10 ‚Acres‘ blieben (1 Acre = 0.4 Hektar). Genug für unseren Papa. Die Farm war ein wenig außerhalb der Stadt, am Fluss gelegen. Dort verbrachte unsere Familie viele, schöne Jahre. Für mich waren es 8 Jahre, bis ich dann aus dem Haus ging. Papa hatte eine neue Arbeit an der Bahn bekommen, als Schienenarbeiter. Dort blieb er dann bis zu seiner Rente. Bald war ich mit der ‚high school‘ (Gymnasium) fertig und habe die Farm für immer verlassen. Die Eltern habe ich nur noch selten besuchen können. Ich war auf der Universität an der Westküste in Oregon, als Matrosen Kandidat in einem vierjährigen Stipendium. Ich war der einzige Kandidat im Staat Nord Dakota, der das im Jahr 1961 bekommen hat. Solche Gelegenheit hätte ich vielleicht in Deutschland nicht gehabt.

Für mich war Mott ein schönes Dorf, in dem ich gerne war, aber nicht ein Leben lang bleiben wollte!

Spenden

Der Vorstand des Bessarabiendeutschen Vereins dankt allen Spenderinnen und Spendern herzlich für die Zuwendungen, die unser Verein in den zurückliegenden Monaten erhielt. Mit ihren Spenden helfen sie uns sehr, unsere satzungsgemäßen Aufgaben, einschließlich der Bessarabienehilfe in guter Weise durchführen zu können. Bitte bleiben Sie uns auch zukünftig verbunden.

i. A. Günther Vossler, Bundesvorsitzender



EMILIE VOGT

geb. Eckert, aus Sarata, feierte am 30.12.2018 im Kreis der Familie und Freunden ihren 102. Geburtstag.

**Herzliche Glückwünsche,
alles Liebe und Gute,
vor allem Gesundheit!**

Thomas Vogt und
Siglinde Haller,
Hanspeter Katz mit
Felix und Jasmin





Aus der Heimat
einst vertrieben
Die Du doch so
sehr geliebt
Gehst Du heim in
ew'gen Frieden
wo der Herr
Dir Ruhe gibt

Oskar Benninger

Gärtnermeister

*3.6.1933 † 14.12.2018
Gnadental/Bess. Ludwigsburg/Württ.



In Liebe und Dankbarkeit
Hulda Benninger
Armin und Jochen
mit allen Angehörigen

Die Trauerfeier zur Feuerbestattung fand am Freitag, 21. Dezember 2018, die Beisetzung seiner Urne am Montag, 14. Januar 2019 auf dem Friedhof in Kornwestheim statt.

Ein langes Leben ist zu Ende.

Am 01. Januar 2019 verstarb
in Haselünne im Alter von 95 Jahren

Alwine Schmidt

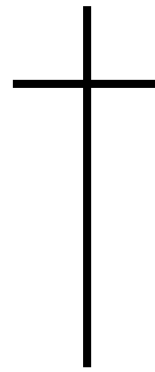
Tochter von Andreas und Magdalena
Jakowenko, aus Seimeny (Bessarabien).



Die Urnenbeisetzung fand am 19. Januar nachmittags im
Friedhofswald Meppen-Roheide statt.

Im Namen der Familie
Ursula Jaglitz Erika Schmidt-Gotz

Gott sprach das große Amen!



Unser Bruder, Schwager und Onkel

Joseph Hahn

*23.10.1932, Lichtental/Bessarabien
†1.12.2018, Plochingen

wurde in die Ewigkeit abberufen.

In Liebe und Dankbarkeit:
Johann Hahn mit Familie
Klaus Hillius mit Familie
und Angehörigen

Besuchen Sie unsere Homepage:
www.bessarabien.de

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß – homepage@bessarabien.de

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17,
70188 Stuttgart, Bundesvorsitzender: Günther Vossler, Tel. (07 11) 44 00 77-0,
Fax (0711) 44 00 77-20

Redaktion im zweimonatlichen Wechsel:

Brigitte Bornemann, Telefon 089/ 5432 0685

Norbert Heuer, Telefon 04254/ 801 551

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de

Per Post an Hauptgeschäftsstelle des Bessarabiendeutschen Vereins e.V.,
Florianstraße 17, 70188 Stuttgart. **Für kirchliches Leben:** Redaktion zur Zeit
vakant-Beiträge an: verein@bessarabien.de

Anschrift für Vertrieb: Hauptgeschäftsstelle Stuttgart, Florianstraße 17,
70188 Stuttgart, Telefon (07 11) 44 00 77-0, Fax (0711) 44 00 77-20,
E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de

Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres
möglich. Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Haupt-
geschäftsstelle Stuttgart zu erhalten. Die Redaktion behält sich Kürzungen und
Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die
Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Druck und Versand: Steppat Druck GmbH, Senefelderstr. 11, 30880 Laatzen
Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen.
Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,
Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen
50,- EUR.

Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart,
IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42,
BIC: SOLADEST600

STUTTGART



Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart